

Lothar Baus [Hrsg.]

>Woldemar< und >Allwill<

alias

Johann Wolfgang Goethe

Untertitel

Authentische Schilderungen von F. H. Jacobi über Goethe, Henriette
Alexandrine von Roussillon und deren empfindsame Freunde,
nebst Originalbriefen Goethes

Asclepios Edition

III. Auflage

ISBN 3-935288-17-4

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2004

III. Auflage

ISBN 3-935288-17-4

... Uns [Lila, Urania und Wolfgang Goethe] wurde als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten und auf sanften Wellen über den kleinen Fluß gleiteten, und mit der ganzen Natur sich ergötzen. - Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel - in Wassern der Erde! ... Leben - in Leben hinübergestra[h]lt! - ... Kraft - mit Kraft sich begattend! ...

Hohe Ahnungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele währte den Unbegreiflichen in etwa zu fassen. *Sie* [Urania], die einst nicht *Einer* Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! *Eigenes, gefühltes Daseyn - aus dem Nichts! - Schöpfung!*

III. Originalbrief (Brieffragment) Wolfgang Goethes an Heinrich Merck, aus F. H. Jacobis Roman >Woldemar< (Seite 109-110).

Inhalt

I. Teil:

F. H. Jacobis Roman >Woldemar<

Vorwort	Seite	10
Beschreibung des empfindsamen Treibens	Seite	13
Jacobis Ansichten über Goethe	Seite	14
Goethes geselliges Verkehren im Haus der Freiin von Pretlack	Seite	15
Jacobis Ansichten über Urania	Seite	16
Liebesszene auf Jagdschloß Kranichstein	Seite	17
Mercks Heiratspläne mit Goethe und Urania	Seite	20
I. Originalbrief (Brieffragment) Goethes an Heinrich Merck	Seite	22
II. Originalbrief (Brieffragment) Goethes an Heinrich Merck	Seite	24
III. Originalbrief (Brieffragment) Goethes an Heinrich Merck	Seite	24
IV. Originalbrief (Brieffragment) Goethes an Heinrich Merck	Seite	27
I. Originalbrief (Brieffragment) Mercks an Wolfgang Goethe	Seite	37
Der Zweck heiligt (angeblich) die Mittel	Seite	40
Kein Glaube, keine Liebe, keine Hoffnung?	Seite	45
V. Originalbrief (Brieffragment) Goethes an Heinrich Merck	Seite	52
Analogismen zum >Woldemar<	Seite	56

II. Teil:

F. H. Jacobis Briefroman >Allwill<

Vorwort	Seite 61
F. H. Jacobis >Allwill< 1. Teil (T.M. April 1776) von Seite 19 bis Seite 49	Seite 62
von Seite 65 bis Seite 74	Seite 77
F. H. Jacobis >Allwill< 2. Teil (T.M. Juni 1776) von Seite 57 bis Seite 71	Seite 81
F. H. Jacobis >Allwill< 3. Teil (T.M. Dezember 1776)	Seite 88
Analogismen zum Briefroman >Allwill<	Seite 107

III. Teil:

Goethe und Jacobi - Ihre wechselhafte Beziehung	Seite 108
---	-----------

I. Teil

Friedrich Heinrich Jacobis Roman

> W O L D E M A R <

alias

W O L F G A N G G O E T H E

Untertitel:

Eine Seltenheit

aus der Naturgeschichte

Vorwort

Goethe machte in seinen Jugendwerken >Werther<, >Clavigo< und >Erwin und Elmire< dichterischen „Gebrauch“ von seinem eigenen Leben; nicht zuletzt deswegen, um seiner verstorbenen Geliebten, Henriette Alexandrine von Roussillon, dichterische Denkmäler zu setzen.

Aber auch ein Zeitgenosse, Friedrich Heinrich Jacobi, nahm aus Goethes Leben den Stoff zu zwei literarischen Werken. Der Briefroman >Allwill< setzt sich überwiegend aus echten Briefen zusammen, die Goethe an Heinrich Merck, Franz Michael Leuchsenring, Sophie von La Roche und Fritz Jacobi schrieb. Im >Woldemar< nahm Jacobi unzweifelhaft Goethes Liebesgeschichte mit Henriette Alexandrine von Roussillon zum Hauptinhalt seines Romangeschehens. Wie es zu diesem „*kleinen Ungeheuer*“ kommen konnte, das habe ich am Ende dieses Buches in der kurzen Abhandlung >Goethe und Jacobi - Ihre wechselhafte Beziehung zueinander< zu rekonstruieren versucht.

Für den Goethefreund und für alle diejenigen, die sich mehr für die Schilderungen des empfindsamen darmstädtischen Treibens und Wesens interessieren, ist es jedoch von größerer Bedeutung, wie es um den Wahrheitsgehalt in den „Werken“ F. H. Jacobis bestellt ist. Ich bin der festen Überzeugung, Jacobi „verarbeitete“ in dem Roman >Woldemar< viele authentische Begebenheiten aus dem Leben Goethes und das der übrigen Empfindsamen. Franz Michael Leuchsenring, Sophie von La Roche und sogar Heinrich Merck dürften ihm die Liebesgeschichte Goethes mit Urania sehr realistisch und teilweise sogar aus unmittelbarem Miterleben geschildert haben.

Im Briefroman >Allwill<, der überwiegend aus echten Briefen Goethes „zusammengeschnitten“ wurde, über deren Authentizität ebenfalls keine Zweifel bestehen können, tritt uns vor allem Goethes verwirrter Geisteszustand nach Uranias Kindbettod deutlich vor Augen.

Die reinen „Hinzudichtungen“ F. H. Jacobis, meist am Anfang oder vor einem neuen Kapitel als Einführungen gedacht, die den „Werken“, wie der Leim dem Holz, erst den (notwendigen) Zusammenhalt geben konnten, habe ich bewußt ausgelassen, bzw. Zweifelhaftes kleingedruckt darin belassen, um dem interessierten Leser nur das (fast) schlackenlose Edelmetall der Jacobischen Schilderungen von Goethes und Uranias Liebesgeschichte bieten zu können.

Hier zuerst noch einige Analogiehinweise, die sozusagen die Dechiffrierung der Texte erst ermöglichen, denn nur ein Eingeweihter konnte alles, bzw die „Romane“ richtig verstehen.

In der „Gemeinschaft der Heiligen“, wie Goethe den engeren Kreis seiner Freunde bezeichnete, nannte man sich gegenseitig zärtlich „Bruder“ und „Schwester“. Fritz Jacobi machte daraus eine „Familie“.

Im Roman „erfand“ Jacobi eine Vermählung Woldemars (alias Wolfgang Goethes) mit Allwina (alias Louise von Ziegler, Lila genannt). Dies ist eine von mehreren Abänderungen im Roman gegenüber der Realität, die F. H. Jacobi absichtlich begehen mußte, damit sein „Werk“ nicht allzusehr mit dem Leben Goethes übereinstimmen würde, denn dies hätte ihm möglicherweise eine Verleumdungsklage einbringen können, wovor sich Goethe klugerweise hütete. Im >Woldemar< geht aber zweifelsfrei und wahrheitsgemäß hervor, daß Woldemar (alias Wolfgang Goethe) eigentlich Henriette (alias Henriette Alexandrine von Roussillon) liebt und nicht Allwina (alias Lila).

Auch der Vater Henriettes, „der alte Hornich“, ist eine Erfindung, bzw. eine bewußte Abänderung der Realität, denn Uranias Vater starb bereits 1745. Mit dem Vater analogisierte, bzw. chiffrierte Jacobi, meiner Überzeugung nach, die Generalin und Freiin von Pretlack, die ebenfalls an der Wassersucht litt und im Herbst 1772 schwer erkrankt war.

Der Verlauf des Romans ist (fast) identisch mit dem Verlauf von Goethes Liebesgeschichte mit Henriette Alexandrine von Roussillon in der Zeit vom März bis Dezember 1772, nachdem der „düstere Zwischenraum“ zu Ende gegangen war.

Allein schon die Gegenüberstellung der handelnden Personen im Roman >Woldemar< mit denjenigen in der Realität, wäre genügend Beweis dafür, daß F. H. Jacobi dieses „Werk“ nicht frei erfunden hat, sondern bei der Konzeption und Niederschrift nachhaltigen, authentischen und absichtlichen „Gebrauch“ von Goethes Leben machte.

Roman >Woldemar<	Realität
Woldemar.....	alias Wolfgang Goethe
Biederthal.....	alias Heinrich Merck
Louise (Biederthals Frau)...	alias Louise Merck
Dorenburg.....	alias F. M. Leuchsenring
Der alte Hornich.....	alias die „alte Schachtel“
	in Goethes >Werther<,

(die Freiin v. Pretlack?)

Die drei Töchter:.....alias die drei Empfindsamen,
die sich Schwestern nannten:
Caroline.....alias Caroline Flachsland
Allwina.....alias Lila (Louise von Ziegler)
Henriette.....alias Henriette Alexandrine von
Roussillon (Urania)

Diese Entdeckungen sind die schönsten und wünschenswertesten Bestätigungen meines Sachbuchs >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<, die man sich wünschen könnte und die nur noch von einem schriftlichen Eingeständnis Goethes überboten werden könnten. Aber sind Goethes Jugendwerke >Werther<, >Clavigo< und >Erwin und Elmire< denn keine schriftliche „Eingeständnisse“? Der Roman >Woldemar< von F. H. Jacobi ist der absolute Beweis, daß meine Hauptthesen der Realität von Goethes und Uranias Liebesgeschichte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nahekommen.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 37 bis Seite 70 der Originalerstaufgabe von 1779.
Ort des Geschehens: Darmstadt und nähere Umgebung
Zeit: Frühling des Jahres 1772

[Beschreibung des empfindsamen Treibens]

Da Biederthal [alias Heinrich Merck] diesen Brief hatte, stellte er ein Fest an. Er gab es auf dem Lande; dort sollten seine Freunde mit ihm die ersten Verheißungen eines neuen Frühlings empfangen. Es war aber schon mehr als Verheißung da. Sie giengen zu Fuß hinaus [zum Gehaborner Hof? zum Herrgottsberg?]. Die Sonne kam so warm und doch so sanft hernieder, daß man nicht anders konnte, man mußte 'gen Himmel schauen und sagen: o die liebe Sonne! Nach dem Thore, wo ihr Weg hinausgieng, schwingt eine fruchtbare Ebene sich allmählich hinab und weit umher. Sie sahen da die frischgepflügte Erde vom höchsten Braun bis zum falbesten Gelb mannichfaltig schattiert, und Felder wie Smaragd, die sie durchstreiften; ein Gemisch von Farben und Lichtern, so süß, so zauberisch, daß ihnen die ganze Seele im entzückten Auge schwamm. Nur wie im Traum wurden sie das lustige Zwitschern der Vögel gewahr - und daß schon der Buchfink schlug - und das Wirbeln der Lerche den blauen Himmel hinan.

Biederthal fühlte alle Augenblicke an seinen Brief in der Tasche, aber er zog ihn erst hervor, nachdem sie auf seinem Gut angelangt waren, und sich ausgeruht hatten. Niemand war von dieser Vorlesung so gerührt, wie Henriette [Alexandrine von Roussillon]. Sie hatte Woldemars [Wolfgang Goethes] geheimstes Wesen aus diesem Briefe wunderbar geahndet. *Lieber Armer*, seufzte sie innerlich; - *komm nur, du sollst Pflege finden - sollst finden, woran du verzweifelst - ein ganzes Herz, und das nichts verlangt, als nur dem deinigen Ruhe zu geben*. Die Thränen, die ihr zuweilen aus den Augen flossen, ihre Farbe, die sich öfters veränderte, und die Blässe, die endlich auf ihrem Angesicht ruhen blieb, machte nach und nach jedweden aufmerksam auf sie. Sie ward es inne; aber es machte sie im mindesten nicht verlegen: O, sagte sie, indem sie von ihrem Sitz aufstand, mich verlangt sehr nach diesem Woldemar [Wolfgang Goethe].

Biederthal [Heinrich Merck] gieng auf sie zu, schloß sie in die Arme: „Liebe Henriette! Wenn sie noch einmahl, wenn Sie zum zweytenmahl meine Schwester würden!“

Das nicht, erwiederte Henriette, - wie Sie es verstehen, nicht; aber meiner Clarenau [Allwina, alias Lila] gönnte ich den Mann [Wolfgang Goethe], und nur diesem Mann meine Clarenau - an mir soll er eine Schwester finden; und glauben Sie mir, Biederthal, daran ist ihm mehr Noth als um eine Geliebte. [Siehe 1. Analogon im Anhang.]

Woldemar traf am bestimmten Tage ein.

Es geschah, was in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt; jeder fand ihn anders als er sich ihnen vorgestellt hatte; aber, was nicht so gewöhnlich ist, alle waren nur desto mehr von seiner Gegenwart entzückt. Es war in der That fast unmöglich, Woldemarn [Wolfgang Goethe] in seinen glücklichen Augenblicken zu sehen, ohne bis zur Schwärmerey für ihn eingenommen zu werden. Seine Gesichtsbildung, seine Gestalt, seine Geberden, seyn ganzes Wesen, alles an ihm wirkte melodisch ineinander, und stimmte zu einem außerordentlichen Eindruck zusammen. Sein Ansehen hatte etwas sehr hohes, aber hinterher auch etwas so gutes und liebliches, etwas so entgegenkommendes, daß, wer vor ihm stand, bald voll Sehnsucht wurde, ihn umarmen zu dürfen. Nach seinem

Anstande hätte man die feinste Hofsitte von ihm erwartet; aber er that damit so schlechtweg, als wär's die Zeit der Patriarchen. Die Eigenschaften eines liebenswürdigen Gesellschafters besaß er in einem hohen Grade.

Diesen Vorzug zu erwerben, hatte ihn in der frühesten Jugend seine Eitelkeit angespornt, und mehr noch eine gewisse ärgerliche Heftigkeit gegen allen Widerstand: Er wollte überall hin können; und da ihm seine Geburt [bürgerliche Abkunft] den freyen Eintritt in die große Welt [adelige Gesellschaft] versagte, so war er bemüht, ihn durch *Zaubermittel* zu erhalten. [Siehe 2. Analogon] Alle Thüren giengen ihm bald auf und er brachte es so weit, daß man sich um ihn riß. Nun floh er [in Wirklichkeit erst ein halbes Jahr später zurück nach Wetzlar], und nahm einen tiefen Ekel an allem Flitterwesen zur Beute mit sich davon. Von den Eigenschaften, die er damahls erworben, waren ihm nur diejenigen geblieben, die sich in ganz einfache Natur hatten umsetzen lassen. Da er jetzt nie etwas zum Schein war, so wirkten seine Aeüßerungen desto unwiderstehlicher; seyn ganzes Wesen war voll Bedeutung und überall erweckend.

Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde die Seele der liebenswürdigen Familie [der „Gemeinschaft der Heiligen“], die ihn in ihre Arme gezogen hatte.

Einen so glücklichen Zustand als derjenige, worinn er dieselbe angetroffen, durch seinen Beytrag noch zu erhöhen, mußte ihm die süßeste Zufriedenheit geben; nur war ihm das peinlich dabey, daß er spürte, er vermindere die Unabhängigkeit dieser würdigen Menschen, indem er ihnen zu unentbehrlich werde, und er fürchtete, bald in die Verlegenheit zu gerathen, entweder sie öfters zu kränken oder seine eigene Freyheit aufopfern zu müssen. Aber Freyheit läßt sich nicht aufopfern: es ist eine Sache, die nur im freyesten Tausch gewechselt werden kann. Das wußte er, und darum war es seiner Zärtlichkeit unausstehlich, wenn sich jemand um vieles mehr und stärker an ihn hieng, als er selber gegenseitig thun [erwidern] konnte. Seine *ganze, volle Liebe* ... Ach! seufzte er wohl einmahl in der Stille, ach! ich sauge Küße aus allem was ich seh' in der Natur, sie füllen meine Lippen, man muß sie darauf schweben, zittern sehen ... aber wohin damit?

[Jacobis Ansichten über Goethe]

So sorgfältig er war, allen falschen Erwartungen von sich vorzubeugen, so konnte er es doch nicht genug seyn. Sein Character war zu sehr außer der gemeinen [gewöhnlichen] Ordnung, die Leute *mußten* häufig an ihm irre werden.

„Ich habe Ihnen ja von Anfang [an] gesagt, daß ich so bin und daß kein Bessern an mir ist“, war seine gewöhnliche Antwort auf die Vorwürfe, die man ihm machte.

„Aber“, erwiederte man ihm, „warum sind Sie so? Wie [warum] mögen Sie nur so zu seyn? Es läßt sich ja auf keine Weise reimen!“

Hierauf pflegte er weiter nichts als ein freundliches, nachsichtsflehendes Achselzucken zu geben. Sein Hauptverbrechen war, daß er zu sehr für sich lebte, und hierinn seinem Sinne auf eine Weise folgte, welche die Zärtlichkeit seines Herzens verdächtig machte.

An einem Abend, da man ihn früh erwartet hatte, nachdem er seit vielen Tagen nur ein paarmahl auf Augenblicke sichtbar geworden [war], und nun wieder spät noch nicht angekommen war, wurden seine Freunde einer nach dem anderen verdrießlich und es entstand ein allgemeines Murren. *Henriette* [Alexandrine von Roussillon], welche nie in

die Klagen über Woldemar einstimmte, sondern ihn immer vertheidigte, wurde traurig: „Wir werden so lange machen“, sagte sie (mit einer Bewegung und in einem Ton, welche man nicht an ihr gewohnt war) „bis Woldemar [Wolfgang Goethe] unserer müde wird. Sein Witz, seine zauberische Laune, seyn vortreffliches Herz machen ihn uns wert, aber soll er darum allein für uns leben? Und dennoch lebt er ja fast allein für uns. Er gewiß viel mehr für uns, als wir für ihn! Oder vermag wohl einer hier, vermögen wir alle zusammen soviel für seyn Glück, als er für das unsrige? Und wie liebt er uns nicht? Sagt, hat wohl einer von uns so viel wahre, ächte Freundschaft für den andern, als Woldemar [Wolfgang Goethe] für *jedweden* von uns beweist? Freylich hangen wir an ihm mehr, als er an uns hangen kann - aber ist dies seine Schuld? sind wir nicht eben drum weit besser dran als er? - Wo hat er - nur *seines Gleichen*, nur einen anderen Woldemar; geschweige jemand, der ihm wäre, was Woldemar uns ist? So gönnt ihm doch wenigstens, daß er in sich selbst, daß er im All der Schöpfung suche, was wir ihm nicht zu geben im Stande sind.“

Indem trat Woldemar [Wolfgang Goethe] mit freudiger, liebevoller Eile ins Zimmer. Die Gesichter waren noch nicht in ihrer natürlichen Lage.

Henriette [Urania] sprang auf, trat vor Woldemar [Wolfgang Goethe], legte ihre beyden Hände auf seine Schultern. - „Ach, Woldemar [Wolfgang]“, sagte sie, „Sie sind so gut, so lieb; fühlen Sie das doch, wie lieb Sie sind und haben Sie Geduld.“

Henriette [Alexandrine von Roussillon, Urania genannt] war öfter mit Woldemar als die übrigen der Familie [der „Gemeinschaft der Heiligen“], wegen ihres vertrauten Umgangs mit Allwina [Louise von Ziegler, Lila genannt]. Woldemar [Wolfgang Goethe] fand großes Behagen in der Gesellschaft dieser Allwina - und ihrer Tanten, welche beyde Personen von Verstande und sehr vorzüglichen Eigenschaften waren; besonders hatte die jüngere (noch keine funfzig Jahre alt) eine Lebhaftigkeit, eine Schnelligkeit des Geistes, die zu Woldemars Laune ausnehmend stimmte.

Da fand ihn denn Henriette oft bey ihnen sitzen; und weil Henriette [Urania] kam, lief Woldemar [Wolfgang Goethe] eben nicht weg. Manchmahl blieb er dann unvermerkt ganze Nachmittage und bis in die Nacht; schwazte, las vor, machte Musik mit den beyden Mädchen [Urania und Lila], zeichnete mit ihnen, ließ sich so hingehen, in immer wärmerer Neigung, zu allerhand Mittheilungen; und ihm war sehr wohl dabey; den Mädchen, sicher, nicht weniger. Wenn es ihm aber einfiel, sie unversehens zu verlassen, so war darüber auch weiter keine Frage. Dies begegnete ihm wohl mitten im feurigsten Anschlage, oder wenn sie wirklich schon im besten Wesen drinnen waren. - „Da läuft er nun fort!“ - Dies war das ärgste, was je die lieben Geschöpfe sagten; und sie sahen dabey so von Grund der Seele gut und freundlich aus, daß Woldemar [Wolfgang Goethe] es sich schwer aus dem Sinn schlagen konnte und manchmahl, wenn er kaum auf seinem Zimmer war, wieder herunter zu ihnen mußte; aber dann litt Henriette [von Roussillon] schlechterdings nicht, daß er angenommen wurde. - Er solle nicht so wankelmüthig seyn, sagte sie zu ihm, das zieme keinem Manne; sie - oder Allwina [Lila] oder die Tanten - sie hätten [sich] jetzt etwas vorgenommen, das sie um nichts fahren ließen, und wobey seine Gegenwart sie störe; - und damit die Thür auf und *fort* mit Woldemar [Wolfgang Goethe]! zuweilen that er hartnäckig: das half zu nichts; er mußte abziehen. - War es aber daß sie merkte, er habe wirklich seinen Sinn geändert, und es sey ihm frey darum zu thun, wieder zugelassen zu werden, so wußte sie den Streit so zu lenken, daß er zuletzt

die Oberhand behielt. Er mußte gestehen, daß er ein *Kindskopf* sey, und dann kriegte er seinen Willen.

Allwina [Lila] hatte nie vorher das Leben so schön gesehen und sie sagte es gerad' heraus, daß nach Henriette [Urania] Woldemar [Wolfgang Goethe] ihr lieber als Alles sey. Es war ihr ganz neu und von ungemeinem Behagen, mit einem Mann umzugehen, der sie lebhaft intereßirte, ohne sie in irgendeine Art von Verlegenheit zu setzen. - Ja, sagte sie, wenn aber auch Woldemar so albern gegen einen thäte wie die andern Herren, so merkte man gleich, daß er einen nur zum Besten hätte, und man könne ihn [nur einen Augenblick] nicht ausstehen. Auf Ansprüche an ihn dachte sie so wenig, daß [da] er vielmehr durch den Vorzug, den er gleich von Anfang [an] Henriette [Urania] gegeben, [er] bey ihr hauptsächlich in Ansehen gekommen war. „Du mußt den lieben Menschen heyrathen“, sagte sie zu ihrer Freundin, „ich schenke ihm mein halbes Vermögen, sobald ich Meister darüber bin, und wohne bey euch. Das übrige kriegen eure Kinder, denn ich heyrathe gewiß nie.“

Henriette [von Roussillon] lächelte. „Du guter Narr!“ -und [sie] küßte den Engel [Lila]. - „Laß mich nur gehen, ich habe etwas anderes vor; aber beysammen wollen wir dennoch bleiben.“

[Jacobis Ansichten über Urania]

Henriette [Alexandrine von Roussillon] hatte nicht jene funkelnde, sprühende Empfindsamkeit, jene röstende Wärme, wobey das Herz so schwer in Frieden bleiben kann, und die nur ein sehr zweydeutiges Merkmal von seiner Vortreflichkeit ist. Das ihrige war so glücklich gebildet, daß es die Unterstützungen der Sinne und der Einbildung gewissermaßen entbehren - daß es seine Verrichtungen allein bestehen konnte, und genug hatte an seinen eigenen lautersten Gefühlen. Wenige Menschen wissen, was das für eine Stille und Stetigkeit in die Seele bringt, wenn man von allen andern die eigentlichen Gefühle des Herzens zu schärfen weiß; wie sehr das allein schon [er]heitert, wenn kräftigere Regungen den Meutereien der Eitelkeit ein Ende machen. Henriette konnte das wissen, und das machte das Mädchen so milde, und ließ ihren munteren Geist so hell, so wunderbar fassend werden.

Woldemar [Wolfgang Goethe], der nach und nach sie erforschte, fühlte mit Entzücken, was ihm das Schicksal in ihr darbot. Ihr [gegenseitiges] Einverständnis wurde von Tag zu Tag leiser und inniger. Henriette [von Roussillon], die zu ihrem eigensten Daseyn bisher nicht hatte gelangen können, erhielt es in dem Anschauen eines Mannes, der durchaus selbständig war, und ihren besten Ideen und Empfindungen - den einsamen, verschlossenen - Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit ertheilte.

Wessen Seele je mit himmlischer Liebe befruchtet gewesen, und der gefühlt hat in seinem Inwendigen das unsägliche Weben, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Saamens beginnt und zunimmt mit seinem Gedeyen zu Freundschaft, der wird von der Wonne, welche Henriette [Urania] und Woldemar [Wolfgang Goethe] in diesem Zeitpunkt erfuhren, keine Beschreibung erwarten.

[Liebesszene zwischen Henriette Alexandrine von Roussillon und Wolfgang Goethe]

Freund und Freundin kamen nie zusammen, daß sie nicht an irgend einem Ereigniß sich noch genauer erkannten; irgend eine Erwartung, die sie von einander geschöpft, sich erfüllt sahen, und dann *Empfindung* die Stätte einnahm, welche Ahndung bereitet hatte. Daß die Begebenheiten oft an sich zu den unerheblichsten gehörten, benahm ihrem Eindruck nichts.

So waren sie einst mit ihren Geschwistern [ihren empfindsamen Freunden und Freundinnen] auf ein nahe gelegenes Jagdschloß [Kranichstein] gefahren, wo ein künstliches Reiten von Engländern zu sehen war. Das schöne Wetter hatte ein Menge Leute hinausgelockt. Die meisten von denen, welche in Wagen gekommen waren, wollten den Rückweg lieber zu Fuß machen. Woldemar [Wolfgang Goethe], der seine Freundin [Urania] führte, sah, als sie zwischen die Thore kamen, ohngefähr dreyßig Schritte vor ihnen ein kleines Mädchen mit einem Gemüß-Korbe auf dem Kopf, das einem Phaeton ausweichen wollte und darüber seine Bürde fallen ließ. Er und Henriette hemmten zugleich den Schritt. Unterdessen das arme Ding seine Sachen wieder in den Korb packte, kam ein kleiner Bube mit einem schweren Bündel Holz beladen, der vermuthlich ihr Bruder war. Sie rief ihn an, daß er ihr hülfe. Der Bube warf auf die Mauer vom Glacis zürnend seyn Bündel ab und griff den Korb an. Da er aber noch kleiner als das Mädchen war, und beyde zu wenig Stärke hatten, so schwankte ihnen der Korb auf die Seite und alles was drin war lag von neuem auf dem Boden. Von den vorübergehenden lachten die Geringen [wohl die Bürger] über den Spas, und die Vornehmen [die Adeligen] lächelten oder schielten gravitatisch hin und wieder weg.

Woldemar [Wolfgang Goethe] ließ Henriettes [Uranias] Arm [los]. „Machen Sie sich so lange zu Dorenburgen [Leuchsenring]“, sagte er, und sprang hinzu, [um dem Kind zu helfen].

Aber Henriette [von Roussillon] sprang mit. Sie packten gemeinschaftlich das Gemüß wieder in den Korb, und wollten ihn eben dem Mädchen aufsetzen, als zwey Soldaten von der Wache [Torwache] herbei gelaufen waren, die es ihnen gar freundlich wehrten.

„Das freut mich“, sagte Henriette beim Weggehen und indem sie noch einmahl umguckte, „daß die Soldaten uns gesehen haben. Wenn nun einmahl wieder ein armer Tropf da in Noth kömmt, so laßen sie ihn schwerlich so lange zappeln.“

„Und erzählen auch ihren Kameraden wohl noch die Geschichte“, fügte Woldemar [besorgt?] hinzu, [denn Henriettes Bruder, der Obrist von Roussillon, war möglicherweise einer ihrer Vorgesetzten]. „Indessen ... Aber haben Sie bemerkt, was da gleich für ein Trupp Menschen um uns stand?“

„Ich gab nicht Acht“, erwiderte Henriette [von Roussillon]. „Die glaubten wohl, es gäbe da ein großes, sehenswürdiges Unglück zum Besten!“

„Nicht anders“, antwortete Woldemar. „Wenn ich so denke“, fuhr er fort, „es ist doch wunderbar [wunderlich], wie die Leute in ihrem Fratzenwesen [Standesdünkel] sich so verlieren können, daß sie zu nichts natürlichem mehr den Weg finden, und ihnen immer am verkehrtesten dünkt, was es am wenigsten ist. Da war doch keiner, der sich nicht für [vor der] Schande gefürchtet hätte, wenn er durch eine Handreichung dem Gequäle der armen Kinder ein Ende gemacht hätte; und nun, da wir es d'rauf wagten, nun werden sie es uns zur Eitelkeit auslegen.“

„Zur Eitelkeit?“ stutzte Henriette [von Roussillon].

„Ja“, sagte Woldemar Wolfgang Goethe, „sie werden es für Liebe des [zum] Sonderbaren halten, für Hochmut, was weiß ich, allemahl für Frätze.“

„Eben fällt mir ein“, unterbrach ihn Henriette, „daß Sie zu mir sagten: machen Sie sich so lange zu Dorenburgen [F. M. Leuchsenring]! Wie, wenn ich's gethan hätte?“

„Es wäre mir nie eingefallen, Sie deswegen zu tadeln“, antwortete Woldemar [Wolfgang Goethe]. „Sie sind ein Mädchen, Sie haben gerad' einen Putz an, der sie vorzüglich ins Auge stellt; ich hatte Ihre Hilfe nicht nötig und also konnten Sie umhin, sich dem Begaffen auszusetzen und die Sache [noch] abentheuerlicher zu machen.“

„Und also tadeln Sie mich, daß ich mit gieng? - Sie haben recht! Schwerlich hätte ich es auch gethan, wenn ich mich erst besonnen hätte; aber ich hieng so an Ihrem Arm, sah nur auf das Mädchen und den Buben, und dachte nur darauf, was Woldemar [Wolfgang Goethe] thun würde: und wie der gieng, gieng's eben hinten drein mit mir, ich weiß nicht wie; und was solls denn auch!“

„Engel“, sagte Woldemar [Wolfgang Goethe], wendete sich auf Henriettes rechte Seite und drückte ihren Arm fest an seyn Herz. - „Engel“, und er bebte davon, wie er's leiser noch einmahl aussprach, und seyn Angesicht schwand.

„Woldemar“, sagte Henriette [von Roussillon]. „Woldemar [Wolfgang], was ist? was bewegt Sie so seltsam?“ - und doch war sie selbst bis zu Thränen gerührt.

„Was mich bewegt?“ erwiderte Woldemar. „Beste! - es ist nicht von [seit] heute, nicht eben von itzt. Es ist, Gottlob! schon von [seit] langem; aber bey jedem neuen Vorfalle durchdringt's mich gewaltiger, und alles wieder, und alles auf einmahl! Liebe! Das, daß Du da bist, wirklich da, daß ich Dich endlich habe. Ein Wesen, dessen Herz, wie das meinige, sich von jedem Moment der Schöpfung ganz erfüllen läßt. Das sich nicht scheut, allein [dasjenige] zu thun, was unter tausenden [anderen Mädchen] keins möchte und keins dürfte - das eine That, die in tausend Fällen nicht schön und nicht gut wäre, in dem Einzigen [Fall], wo sie schön und gut ist, schnell dafür erkennt und da muthig sie ausübt - das immer nur seinen eigensten Willen thut, und doch, mit hellem Blick gen Himmel, sagen darf: Vater, deinen Willen! - O, Du Eine [Einzigartige]! Du Meine!“

Es dauerte keine zwey Jahre [richtig: zwei Monate (von Anfang März bis Ende April 1772)], da waren beyde Seelen so ganz voneinander durchwittert, waren miteinander in so geheime durchgängige Verfassung gerathen, daß sie nie in etwas sich mißverstanden. Woldemar [Wolfgang Goethe] erlaubte sich nun gegen seine Freundinn nicht die kleinste Zurückhaltung mehr; er wollte nicht höher bey ihr gelten, als seinen innerlichen Werth. Und da sie [Urania] ihn [Wolfgang Goethe] so gut zu fassen im Stande war, als er nur selber vermochte, so sah er keinen Grund, ihr irgend etwas zu verheelen. Sie durfte so leise in seyn Zimmer treten, als sie Lust hatte, und bey jedem Geschäfte ihm über die Achsel gucken. Wenn er verweist war, erbrach sie alle Briefe ohne Ausnahme, die an ihn kamen, und beantwortete viele davon, auch die von dem vertrautesten Inhalt, an ihres Freundes Statt.

Woldemar fühlte sich wie neugebohren; alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht fehlen, nachdem er einmahl in Ein Geschöpf ein unumschränktes Vertrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung [des weiblichen Geschlechts oder des Adels] dabey gewinnen mußte. Wie viel mehr seine

näheren Bekannten und Freunde! Jedermann pries die Veränderungen, die man an ihm wahrnahm; daß er so merklich offener, mittheilender, duldsamer, gleichmütiger und geselliger geworden sey; daß man itzt so viel mehr als sonst von ihm habe. Es war ihm eben durch und durch wohl; und der Zufriedene, wie leicht wird dem nicht jedes Opfer, er hat ja soviel [nicht] zu missen!

Unterdessen aber hatte man auch allgemach in der Familie [in der „Gemeinschaft der Heiligen“] gelernt, Woldemaren [Wolfgang Goethe] besser zu verstehen; und das war größtenteils Henriettes [Uranias] Werk. Sie wußte so einnehmend zu erzählen, wie bey den Clarenaus [bei ihrer Tante, der Freiin von Pretlack] mit Woldemar [Wolfgang Goethe] umgegangen wurde, daß dadurch unvermerkt bey den Zuhörern der Reiz zur Nachahmung entstand und die Grillen des Menschen [Goethes] ein Ansehen von Liebenswürdigkeit, manchmahl gar von Erhabenheit bekamen. Es läßt sich nicht sagen, was für einen leichten, nachlässigen und muntern Ton sie [Urania] dabey hatte; den [Ton] hatte sie aber vorzüglich, wenn sie auf besondere Entwicklungen von Woldemars Charakter kam, oder seine Vortrefflichkeit darstellte; das immer nur von ohngefähr [unbeabsichtigt], oder doch wie von ohngefähr geschah [wie unbeabsichtigt geschah]. Man war im höchsten Enthusiasmus und wußte es nicht; wenigstens konnte man Henriette nicht Schuld geben, daß sie einen angesteckt habe, so frey, so unbefangen schien sie dabey, und so rein und schlecht[-weg] gab sie's hin. Die Unarten ihres Freundes [Wolfgang Goethe] war sie geständig, und sie neckte ihn bey jeder Gelegenheit damit. Dies mochte sie mit dem schärfsten Witze thun, Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde nie böse, sondern er hatte eine wahre, herzliche Freude darüber. Nur zuweilen, wenn sie ihn an einer Seite traf, die er selbst noch nie so recht wahrgenommen hatte, wurde er ernsthaft und brach dann auf die herbeste Weise und manchmahl mit ungemeiner Hitze wider sich selber aus; aber ihre [Uranias] Laune wußte dieses Feuer noch geschwinder zu löschen, als sie es angefacht hatte. Auch in jedem andern Fall, wenn Woldemars Enthusiasmus in Schwärmerey ausarten wollte, war sie gleich da, um ihn beim Aermel zu zupfen. Sie [Urania] konnte seinen Ideen und Empfindungen in ihrem höchsten Schwunge nach; und er [Wolfgang Goethe] war nicht weniger aufgelegt, ihre feinsten Bemerkungen und scharfsinnigsten Raisonnements in ihrem ganzen Umfang zu erwägen [zu fassen], und sie für das, was sie waren, bey sich gelten zu laßen. Daher die herzlichste Gattung von Uebereinstimmung unter ihnen, jenes Gleichgewicht, jenes Zusammenfließen im Glauben, oder im Zweifel, jenes, wo man die Gegenwart des Freundes so lebhaft fühlt, und mit einer Rührung ihn umschlingt, die nichts anderes so erwecken kann.

[Heinrich Mercks Heiratspläne mit Wolfgang Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon]

Biederthal [Heinrich Merck] hatte das Verlangen nie loswerden können, seinen Bruder [Wolfgang Goethe] mit Henriette [Urania] vermählt zu sehen. Er sprach oft davon mit seiner [Ehefrau] Luise und mit Dorenburg [F. M. Leuchsenring]; aber sie sahen miteinander keine Möglichkeit dazu, weil der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack]

Woldemaren [Wolfgang Goethe] bis zum Abscheu haßte. Aus Scheu vor seiner Tochter [ihrer Nichte], die ihm [ihr] öfter darüber Vorstellungen [Vorhaltungen] gethan, mäßigte er [sie] sich zwar, aber seine [ihre] Gesinnungen blieben darum nicht weniger wie sie waren, und das offenbar genug.

Nun begab es sich, daß der Alte [die alte Freiin und Generalin von Pretlack], der [die] lange mit der Wassersucht bedroht gewesen, sichtbar sich seinem [ihrem] Ende nahte. [Siehe 3. Analogon] Und nun konnte der gute Biederthal sich nicht [mehr] länger [zurück] halten. An einem Abend, da sie bey Dorenburg [F. M. Leuchsenring] sehr vergnügt zusammen bey Tisch saßen, und Henriette [Alexandrine von Roussillon] unversehens ihres Vaters [ihrer Tante] wegen abgerufen wurde, brach Biederthal [Heinrich Merck], so wie sie zur Thür hinaus war, los: „Bald, lieber Woldemar [Wolfgang Goethe], bald wird Deine Noth ein Ende haben! Du glaubst nicht, wie mir's beständig nachgeht; meine Frau, Dorenburg [F. M. Leuchsenring] und Caroline [Flachsland] können's bezeugen.“

Woldemar [Wolfgang Goethe] verstand nicht gleich: „Was für eine Noth?“

Biederthal lächelte; Luise, Dorenburg und Caroline mit.

„Nein, in Wahrheit. Ich in Noth?“ Doch mußte er [Wolfgang Goethe] mitlächeln. Endlich begriff er, fuhr zusammen und fing laut zu lachen an: „Meine Noth!“ rief er und konnte kaum für Lachen, warf die Serviette hin, sprang vom Stuhl auf und lief zu Biederthal [Heinrich Merck], dem er um den Hals fiel. „Meine Noth, du guter Biederthal, meine Noth!“ und küßte und lachte; und lachte endlich so herzlich in einem fort, daß sie alle mechanisch einfallen [mußten], und lange warten mußten, bis sie erfuhren, warum das Gelächter. „Bester!“ sagte Woldemar endlich zu Biederthalen, „deut' mir das nicht unrecht, daß ich Deiner zärtlichen, brüderlichen Aufwallung so ungereimt begegnete; Du kamst mir zu unerwartet. Gleich verstand ich Dich nicht, und da ich Dich verstand, machte der Ausdruck, dessen Du Dich bedient hattest, mir den Kontrast meines wirklichen Zustands mit dem meiner Einbildung so auffallend, und stellte mir die Sache in ein so komisches Licht, daß ich durchaus mir Luft verschaffen [lachen] mußte. Sieh, Lieber“, fuhr er sehr ernsthaft fort, „ich bin mir nicht bewußt, je nur innegeworden zu seyn, daß Henriette zu dem andern Geschlecht gehört, geschweige, daß ich eine Leidenschaft für sie empfunden hätte oder noch empfände. Dies hab' ich auch genug zu erkennen gegeben, und daher kam mir der Einfall, Henriette manchmahl Bruder Heinrich zu nennen, wie ihr tausendmahl gehört habt.“

„Aber“, sagte Dorenburg [F. M. Leuchsenring], „Sie waren doch so aufmerksam auf Henriettes [Uranias] Gestalt; und das auf eine so eigene Art. Was andere daran auszusetzen fanden, das konnten Sie nicht sehen, ja Sie wußten es als Schönheiten auszulegen und behaupteten die Sache, wenn man Ihrem Gefühl widersprach, mit einem Eifer, mit einer Begeisterung...“

„... das will alles nichts bedeuten“, unterbrach ihn Woldemar [Wolfgang Goethe], „wenigstens in Beziehung auf mich, dessen Auge für Schönheiten so offen, und für Mängel neben ihnen so blind ist. Gestalt heißt überhaupt sehr viel bey mir, und was die von Henriette vortreffliches ausdrückt, mußte, seiner eigenen Natur nach, eine Wirkung auf mich machen, welche so leicht nicht verringert, wohl aber sehr erhöht werden konnte. Leidenschaft aber, ich wiederhol' es, hat sie keinen Augenblick in mir erregt.“

„Nun!“ fiel Biederthal [Heinrich Merck] lachend ein, „Du auf einmahl so platonisch, was Dir sonst beynah ein Gräuel war! Du, Woldemar, Du, Du! - Und das mir vor Angesicht?“

„Ich bitte Dich!“ sagte Woldemar [Wolfgang Goethe], „laß uns abrechnen! Wo ist hier von platonischer Liebe die Rede? Was bey uns diesen Nahmen führt, verhöhn' ich wie immer. Auch bin ich mir sehr wohl bewußt, daß Klosterheiligkeit nie meine Sache war; Zynismus aber, oder faunische Ausgelassenheit noch viel weniger; und allemahl bleiben diese Lippen doch nur der Freundschaft und Liebe geweiht. Kein schnöder Kuß hat sie jemahls befleckt, und nie hat dies Herz an einem feilen Busen geschlagen. Mit ehrbaren Weibern und Mädchen mutwillig Liebeshändel anzuspinnen, oder viel mit ihnen zu tändeln, war auch nicht meine Art. Just weil meine Sinne äußerst reizbar sind, und ich mich schwer zu mäßigen weiß, fühlte ich geschwinde das Unbehagliche, Zerstreunde, Schwächende, Verwüstende, das mit dergleichen [Tändeleien] verknüpft ist; und da bemühe ich mich, meiner Einbildungskraft Meister zu werden, und kam bald so weit, daß ich mit den schönsten Weibern vertraut umgehen konnte, ohne im mindesten dabey meine Ruhe zu verlieren. In Wahrheit, mein Freund, das ist nicht so schwer als verdorbene Menschen uns überreden wollen, denn selbst derjenige mächtige Reiz der Schönheit, welcher Leidenschaft erweckt, kann bey einer reinen Einbildung die Seele wie [sehr] lang entzücken, ehe sich Begierden merken laßen.“

„Einen Augenblick!“ rief Biederthal [Heinrich Merck]. „Alles zugegeben. Wenn aber dies letzte[re] nun gerade *dein Fall* wäre?“

„Um Gottes willen“, erwiderte Woldemar [Wolfgang Goethe], „ich bin doch kein Knabe mehr! Ich habe ja alle Rasereien der Liebe bestanden; und ich sollte nun selbst nicht wissen, ob ich eine Leidenschaft im Busen trage? Wäre je der Wunsch in meine Seele gekommen, Henriette zu besitzen, ich hätte sicher nicht darauf geharrt, daß unser guter Hornich [unsere gute Freiin von Pretlack] wassersüchtig würde, soviel kennt ihr mich doch alle.“

„Freilich“, antwortete Biederthal [Heinrich Merck], „aber Du bist ein so wunderbarer Mann, Du hast Dich schon oft so unbegreiflich getäuscht..., wenn Du abermahls Dich hintergiengst, Dich verwickeltest, wenn ich Dich wieder unglücklich sehen müßte! Woldemar!“ Ein tiefer Seufzer brach ihm [Heinrich Merck] das Wort im Mund, und er saß da, das rührendste Bild zärtlicher Sorge und echter Lieb' und Treue.

Ueber Woldemaren [Wolfgang Goethe] hatte sich mit Biederthals Rede eine Flut von Ideen und Empfindungen ergossen, so daß ihn der Anblick seines Bruders mit zehnfacher Gewalt erschütterte. Er wollte sprechen, seine Lippen öffneten sich, aber ihre Bewegung war nicht zu Worten. Auf einmahl traten ihm die Thränen in die Augen. Er beugte sich über den Tisch, reichte Biederthalen [Heinrich Merck] die Hand und auf den Arm sank seyn nasses Gesicht. Alles war stumm und still.

[F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 84 bis Seite 88 der Originalerstaufgabe von 1779]

Ort des Geschehens: Homburg vor der Höh

Zeit: Ende April 1772

Es war im März [1772], da diese [obige] Unterredung vorfiel. Einige Zeit darauf glaubte der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] sich von neuem zu erholen, und

Henriette [von Roussillon] bekam Erlaubnis, die Clarenaus [Lila] auf ihren Landsitz [nach Homburg vor der Höh] zu begleiten. Woldemar [Wolfgang Goethe] ging auch mit.

Henriette [von Roussillon] stand in sehr geheimen Verträgen mit der Natur. Hier schien diese ganz mit ihr dazu verschworen, daß das Herz des guten Woldemar von der Liebe beschlichen würde. Wie ihm zu Mute war, erhellt [wird deutlich sichtbar] aus einem ziemlich dithyrambischen Brief, den er in die Stadt [Darmstadt] an seinen Biederthal [Heinrich Merck] schrieb. Hier ist er.

I. Originalbrief [Brieffragment] Wolfgang Goethes, an Heinrich Merck geschrieben:

[Homburg vor der Höh]
Am 28sten April [1772]

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. All die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in ununterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe schweben. Rund herum die ganze vollständige Symphonie. Und dann - hör! - durch all den Gesang durch - aus allen möglichen Distanzen - die Wechsellieder der Nachtigallen. Man weiß nicht wohin sich kehren und wenden. Und ruht das Ohr nun einen Augenblick, dann fallen all die Bäum- und Hecken-Blüthen über einen - all das neu [grün] gewordene Laub ... - Und sieh da! die herrliche Ebene; - das vielfarbene Grün dort im Thal! - O, und die Hügel da hinauf! - Seitwärts die darüber ragenden Höhen! - Hier - durch die Oefnung, noch weiter! Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll lebendigen Othems, sich einander anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausströmend seine beste Kraft in Schönheit und Wohlthun ... - Da auf einmahl laut vom nächsten Zweig, der hellste Schlag!! - Es fuhr durch Mark und Bein. - Offen allem! - Welt und Himmel! - Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen [Urania und Lila] standen da vor dem Verzückten. - Gott! Meine Brust so eng, so fest! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Gesicht ... - Es war Sonnen Untergang. Ich wandelte mit meinen Freundinnen sachte unserer Wohnung zu, sammelnd in mir alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallten, wenigstens nicht so geschwinde verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Melodie; und diese Melodie wieder in Accorde. In den schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erschienen die übrigen Sterne. Wir [Wolfgang Goethe, Urania und Lila] hörten die Musik der Sphären.

So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. Jetzt komm' ich von einem Spaziergang mit Allwina [Lila] nach Hause. Henriette [Urania] hatte zu schreiben.

Schon um fünf Uhr [am Morgen] waren wir draußen. Als wir [an] einem Wäldchen, auf einem Hügel gelegen und schön wie ein Paradies, vorbeikamen, wünschte ich uns in den Stand der Unschuld. Nun ließen wir's linker Hand liegen, und wandelten nach dem Wasserfalle zu [siehe 4. Analogon], und setzten uns nächst dem großen Teich, der so hell und schön da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. - Am Sonnabend schreib' ich Dir wieder, und, wer weiß, vielleicht etwas merkwürdigeres.

Dein Woldemar [Dein Wolfgang]

... Es gibt eine Menge lieblicher Szenen, wo die verborgensten Quellen der Seele sich öffnen, und die sich auf kein Schaugerüst bringen lassen. Sie lassen sich auch nicht malen, weil sie rundum im vollsten Himmelslicht gesehen seyn wollen.

Allwina ruhte an Henriettens Busen. Da empfing sie Woldemars Gelübde, und es ergab sich ihre Seele dem Edlen.

[Kommentar: In der Realität war es genau umgekehrt: Henriette (Urania) ruhte an Allwinas (Lilas) Busen. Da empfing sie (Urania) Wolfgang Goethes Liebesschwur, und es ergab sich ihre Seele dem Edlen. Diese Szene spielte sich Ende April bis Anfang Mai 1772 in Homburg vor der Höh ab.]

[F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 107 bis Seite 116 der Originalerstaufflage von 1779]

Ort des Geschehens: Homburg vor der Höh

Zeit: Mai 1772

II. Originalbrief [Brieffragment] Wolfgang Goethes an Heinrich Merck:

[Homburg vor der Höh]

Am 12ten May [1772]

Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüten, - [dem] Nachtigallen-, Finken- und Lerchen-Gesang daher wandelte; der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschossenes Gewölk über den ganzen Himmel. - Zu dieser süßen Tagesdämmerung nun allmählich die Dämmerung der Nacht - und tuschender Schauer. Aus den Dörfern umher das May-Geläute, - nicht mit dem Wehen der Lüfte, (kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte!) - es schlich von selber an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen: und eben so an mein Auge das Grün und die Blüten; kein rascher Lichtstrahl der mir die Gegenstände aufdrang; ich genoß alles in

Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meer der Allmacht ... Und eben so sanft und leise wie der Alliebende, wie sein Frühling um mich her – eben so leise, sanft und liebend faßte Ihre [Uranias] Hand die meinige [siehe 5. Analogon]: nicht damit ich umblickte; - auch blickt' ich nicht um: - aber vor mir hin auf dem schönen Pfade lächelte ich mit doppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an.

III. Originalbrief [Brieffragment] Wolfgang Goethes an Heinrich Merck:

[Homburg vor der Höh]
den 20sten May [1772]

Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall [siehe 4. Analogon] gegessen, und den schönsten Sonnen-Untergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Baches her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil seiner Krümmungen überschauen kann. Es war ein bezaubernder Anblick, wie die schlanken flammenden Pappeln sich in ihm [dem Bach] bespiegelten. Es schien als hätten sie zur Lust sich hinunter getaucht, und es durchfahre sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wunderbar ergrif einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten und auf sanften Wellen über den kleinen Fluß gleiteten, und mit der ganzen Natur sich ergötzen. - Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel - in Wassern der Erde! ... Leben - in Leben hinübergestra[h]lt! - ... Kraft - mit Kraft sich begattend! ...

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele währte, den Unbegreiflichen in etwa zu fassen. *Sie* [Urania], die einst nicht *Einer* Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! *Eigenes, gefühltes Daseyn - aus dem Nichts! - Schöpfung!*

Dergleichen Aufsätze flossen häufig aus Woldemars [Wolfgang Goethes] Feder, und waren nicht [dazu] bestimmt von jemandem außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie [die Briefe] die *Schatten* seiner abgeschiedenen Stunden [des Glückes mit Urania], in dem nehmlichen Sinn, wie man auch die Seelen Schatten zu nennen pflegt. Sie [Goethes Briefe] werden in der Folge dieser Geschichte uns [noch] sehr zu statten kommen.

Die Vermählung [in der Realität: der Liebesakt zwischen Wolfgang Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon] wurde nicht lange verschoben [die Empfängnis Uranias mußte Ende Mai, Anfang Juni 1772 erfolgt sein]; aber man hielt sie, aus Familien-Ursachen [aus verständlichen Gründen], äußerst geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekannt gemacht werden.

Woldemar [Wolfgang Goethe] fand sich wie in eine neue und bessere Welt versetzt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwina [richtig: Henriette] in seinen Armen werden sah, und er konnt' es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Theil an ihm genommen, so wunder[lich] lieb und lauter, so aus ganzer Herzensfülle, bis zur blinden Partheylichkeit, und doch ohne weiter eine Spur von Leidenschaft. Es schien, seitdem Woldemar ihr Mann [Geliebter] sey, habe sie weniger Recht an ihn als zuvor; sie [Urania] hatte sich ihm völlig hingegeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst. Seiner [Wolfgang Goethes] Liebe zu ihr freute sie sich; aber in der That mehr weil sie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklicher wurde, als daß sie dabey an sich gedacht hätte; nur sein Wohl - war ihre Sorge, ihr Wunsch; und wie das alles in ihr bestand und aus ihr hervorgieng - man mußte glauben, sie sey durch eine unmittelbare Einwirkung des Himmels dazu begeistert worden. - Ich wiederhol' es, Woldemar [Wolfgang Goethe] wußte es [selber] nicht zu ergründen, und das schwelte sein Herz nur desto höher von Wonne; es stand unter einer Fluth süßer, nie gekannter Empfindungen. - Und die Fluth hub ihn empor und trug ihn zurück - sanft hinauf den Strom bis zu den Quellen seines Lebens. Von allem erwachte wieder in seiner Seele die Erste frischblühende Empfindung. Der Frühling seines Daseyns ward ihm wiedergegeben, - eine zwote Jugend, voller und kräftiger als die Erste, - Unschuld, Zuversicht und Paradies.

[Kommentar: So kann sich in der Tat nur ein junger Liebhaber fühlen.]

Henriette, welche um die versprochene Zeit angekommen war und zu Pappelwiesen [Homburg vor der Höh] für den ganzen Sommer ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, sah das alles, und konnte fast die Wonne nicht [er-]tragen, die sie empfand. Von der einen Seite war ihr der Gedanke süß, daß sie die Glückseligkeit ihrer Freunde, großen Theils, als ihr Werk anzusehen hatte; von der andern Seite aber machte eben dieser Gedanke sie manchemal beklommen [gewiß aus Furcht vor Schwangerschaft]: sie scheute [sich] ihren Jubel zu verkünden, als verherrlichte sie damit sich selber. Wenn sich nur etwas ergeben könnte, wünschte sie tausendmal, das Woldemars und Allwinas [Lilas] Dankbarkeit gegen sie aufhöbe, oder denselben zu betrachten verstattete, wie ihr Verdienst um sie nur dem Anschein nach so groß, aber im Grunde so gar nichts sey. „Denn“, sagte sie, „was hab' ich aufgeopfert? War wohl ein widersprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünsche befriedigt - alle meine Wünsche? - Das hab' ich gethan: ich habe von ganzer Seele geliebt, was [richtiger: welchen, nämlich Wolfgang Goethe] ich von ganzer Seele liebte. - Gethan, was ich nicht laßen konnte. - Und dafür - Dank? - Und dennoch fühl' ich, daß ich den Unsinn nicht aus ihnen [den Köpfen der Mitmenschen] vertilgen werde, und daß ich ihn sogar in mir selber mittlerweile guttheißen muß.

[Kommentar: der Unsinn war im Steigen, siehe >Nachtwachen<, denn sie war schwanger.]

Aber auch die Art Verschloßenheit, die aus dergleichen Beherzigung folgte, mußte Henrietten [von Roussillon] neue Seligkeit bereiten;. leise, aber tief und bedächtig war ihr Inwendiges bewegt. Allwina [Lila] fand oft die Edle, sitzend oder wandelnd [spazierend] in ihrer Demuth, mit eingekehrtem Blick; - schlich dann geschwind sich hin an ihren Hals - lispelte alle Nahmen des Himmels in ihren Busen, drückte mit geschlossenem Auge die Freundin sanft an sich, und verschwand. - Woldemar [Wolfgang Goethe] aber konnte nicht immer sein Herz übermannen. Zusammen mit Allwina [Lila] zwang er Henriette [Urania], daß sie sich hingeben mußte ihrer Dankbarkeit, ihrem Preise.

„Ja“, rief dann das fromme Mädchen, „ja, Dank sey dem Höchsten, ich hab' euch glücklich gemacht; ewig, ewig sollt' ihr mir danken. Und ich gelob' ihn, ich weih' ihn dem Himmel, allen diesen Dank!“

Woldemar [Wolfgang Goethe] kam selten, nur wenn es die äußerste Noth seiner Geschäfte wegen erforderte, in die Stadt. Den ganzen August und noch ein Theil des nachfolgenden Monats blieb er ununterbrochen auf dem Lande, [in der Realität: den ganzen August und bis zum 14. September 1772 blieb Goethe verstimmt in Wetzlar], und ohne allen Besuch, denn Biederthal [Heinrich Merck] hatte seine Frau ins Bad begleitet. Dorenburg [F. M. Leuchsenring] konnte wegen Biederthals Abwesenheit nicht wohl [gut] aus der Stelle; und seine übrigen Freunde oder Bekannte waren zerstreut. Von denen [denjenigen] Briefen, die er [Wolfgang Goethe] während dieser Zeit [richtig: in der Zeit von Juni bis Ende Juli 1772, während seiner „Urlaubsreise“ mit den beiden adeligen Fräulein Urania und Lila] an seinen Bruder [Heinrich Merck] schrieb, wollen wir nur Einen, aber diesen auch seiner ganzen Länge nach, mittheilen, wie er vor uns [vor F. H. Jacobi] da liegt.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 117 bis Seite 148 der Originalerstaufgabe von 1779.

Ort des Geschehens: Goethe reiste höchstwahrscheinlich mit den beiden adeligen Fräulein Urania und Lila, und möglicherweise sogar mit der Generalin und Freiin von Pretlack von Homburg vor der Höh nach Schloß Waldeck, nach Arolsen, nach Lemgo - Brake bis nach Cleve, wo die Freiin von Pretlack im Sommer der Jahres 1772 einen Prozeß führte.[Siehe 3. Analogon.]

Zeit: Juni bis Ende Juli 1772.

IV. Originalbrief Wolfgang Goethes an Heinrich Merck

Pappelwiesen, den 23sten August

[richtig: Juni oder Juli 1772]

Liebster Biederthal [Heinrich Merck], ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beynah vierzehn Tage Dich ohne Briefe von mir laßen konnte. Allwina [Lila] und Henriette [Urania] haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr, aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen, für Dich [ein Brief darauf begonnen], worauf sehr deutlich zu lesen steht, den Wievielten wir jedesmahl hatten in diesem Jahr [in der Zeit von Juni bis Ende Juli 1772]; auch etliche mit einer halben Zeile würclichen Briefs; - etliche sogar mit einer ganzen Zeile, - mit zwey, mit drey - Aber dann wolt' es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr, wie ich es ehmahls anfieng, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleid gereitzt - weiß mir nicht [mehr] zu helfen, und gerathe in Wut. Mir däucht, es müßte mein Feind seyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen bis auf den Grad zu schwächen, daß ich sie mir klar vorstellen, in eine lange Rede fassen und hinschreiben könnte. Die edle unwiderbringliche Zeit auf diese Weise umzubringen! Soll zu leben aufhören, damit ein and'rer etwas zu lesen kriege! Im ganzen Ernst, wenn ich mir so einen theuren Freund gedenke, der das will; und mit zärtlich, verdrießlichem Gesicht da sitzt und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will - Ich kann ordentlich [gewaltig] hämisch auf ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr ansehen mögen.

Freilich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worinn ich gleichwohl fühle, daß ich Unrecht habe; daß ich mich sehr sträflich beweise; wo ich gegen mein Gewissen nicht aufkommen kann: - und das ist eben mein Unglück!

Aber nun, was soll dies alles hier? - Vielleicht eine Entschuldigung gegen Dich? - Gott im Himmel! - Ja, wenn man einmahl so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

... Lieber, ich habe eben Deine zwey letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde doch ganz bange ums Herz dabey, und ich dankte Gott, daß wenigstens Allwina [Lila, Mercks Geliebte] und Henriette [Urania] an Deine Frau geschrieben hatten, und letztere [Urania] eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. - Du kennst mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Nein - verzeihen nicht; danken sollst Du dem Himmel, der mich [Wolfgang Goethe] so glücklich machte, daß ich Dirs nicht sagen konnte und Dich verabsäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen, brüderlichen Herzen fo[r]dern: und dies Zutrauen - Lieber! ist es nicht mehr werth als tausend Briefe, und sagt es nicht alles?

Ich bin seit gestern ganz allein hier. [möglicherweise in Lemgo-Brake?] Die beyden Tanten mit Allwina [Lila] und Henrietten [von Roussillon] sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider,

auf diese kurze Zeit in diese Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmahl zu einem solchen alleinigen [einsamen] ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach geseht; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ohngefähr [zufällig] dazu gelangte. - Könnt' ich Dir in etwas [einigermaßen] nur bedeuten, wie mir war und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen gieng ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, - dann sich verwehte im Laube, - drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde - und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; - dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume; - und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. - - In den mannigfaltigen Millionen Blätter, welch ein unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeste! Unter und über das luftige Laub- Meer! - Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. - Leise rieselte unterdeß der liebe Bach an meiner Seite; gauckelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; - und die Fische hatten ihren Scherz mit Springen, Schnalzen und Klatschen. - - Der mächtige Stamm an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her, - bald stärker, bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte fast schauerlich mein Haupt. - - - Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! - Lauter [Reiner] Genuß mein ganzes Wesen! - Ewigkeit, mein fliehendes Daseyn! - Hülle der Gottheit um den Endlichen [Sterblichen]!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselbigen Zustand. Alles entzückte mich so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich kein Blat. Ich gieng umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; die Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen - von Dir; dachte - wie Du jetzo wohl vielleicht auch an mich dächtest; --

- Deine Gespräche mit Luise; Dein Sehnen nach mir zurück - Dein Kommen -
Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten ...

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bey den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran - wie mit später Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; - lächelte zwischen dem dunkeln Laube; gleich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeischleicht, bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten [unterdrücken] kann ... Ich regte mich nicht, mochte kaum anschauen, als wär' es so in der That, und ich fürchtete ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über den Gipfeln der Eichen und trat vor mich hin, und ich flog auf. Lieber, es war ein Becher voll Himmelslust! - Ich gieng, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Oranienbäumen [Orangenbäumen], unter den Linden und in der langen Buchenhalle, ganz durchglinzert vom Mond. Es war eine Nachtstille - ein Schweigen um mich, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So gieng ich, bis der [hohe] Mond in den Teich schien und ich nicht weg konnte unter der Ulm' am Kanal. Ich saß, umfungen von ihren prächtigen Aesten, um mich gewebt ihr Laub - wie jene Wolken um den Mond. - Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. - Hell und heller wurde das Wasser - und ich schwebte, wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biederthal [Lieber Heinrich] - wie ist mir so anders! - - Du weißt, schon als Kind hatte ich diese süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geist in Schönheit entgegen kam; - war in beständigem Ringen, und so voll Lust und Mut - und so voll Trauer! - Wie wurd' ich des Lebens so froh? - Ach! und so müde? - - Ich erfuhr, daß ich ein Herz im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von sich selber mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß [weil] ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so thöricht, so warm und so gut - das fand ich in keinem [Mitmenschen] ... - Von den mehresten dacht' ich deswegen nicht schlechter; zuweilen, im Gegentheil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen im Grunde keinen rechten Sinn für einander haben. - Ich wurde duldsam und stille ... Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einsamen Wehmuth! - Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war vom Wind aufgeregt; dahin fuhr mit dem Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele; erretten wenigstens für mein Theil, was an mir war: - aber ach! dann erwachte mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft hab' ich auf meinem Angesicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der

niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt wie Pygmalion vor dem Bild seiner Göttin... - Und wie Er, Dank und Preis sey dem Ewigen! - und wie Er nicht vergebens!

Lieber, wie ist mir so anders! Mein Herz, das einer Brust glich, worinn der Lebenssaft zurückgetrieben worden [war], weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefreßen hat. - Es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wiedergegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstra[h]l wird lebendig, wenn ich ihn in Allwinas [Lilas] oder Henriettens [Uranias] Auge fallen sehe. Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina [Lila] und Henriette [Urania], von ihnen beglänzt, mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wiedergegeben, die ich hof[f]nungslos ausgoß ins Unendliche: - Lebendiger Othem ist in den Erdenklos gefahren; er ist Mensch geworden: Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, nun die ganze Schöpfung - geschlungen an meine Brust und erwiedernd meine Küsse!

O, Lieber - wie ist mir so anders! ...

Und wie das begann? ... Die Stimme vom Himmel die mir rief? Der Engel, der mir den Weg zeigte? - Du [Heinrich Merck] warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebet, - mein Freund und mein Bruder!

... Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! - Ich werde nicht müde, es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern, alle die goldenen Ringe an einander zu ketten. - Besonders von dem Zeitpunkt an, wo ich, durch Deine brüderliche Vorsorge, nach B. [Darmstadt oder Wetzlar?] versetzt wurde.

Ich kam und rechnete allein auf Dich. - kam - und fand gleich in Dir noch mehr als ich gehof[f]t hatte. Du warest mir um vieles näher, verstandest mich in tausend neuen Dingen; - hattest ein Weib lieb gewonnen; Dich zu ihr gesellt und mit ihr ein Haus gegründet; - Du hiengst nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; warst von einem der traurigsten Steckenpferde auf ein wackeres, lebendiges Roß gestiegen; - von allen Seiten sah ich Dich lebenswürdiger und besser. - Dein Gewerbe, Deine Wirthschaft mit Dorenburgen [F. M. Leuchsenring], Euer ganzes Wesen – (das mit anderen Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen, wie Du gar wohl weißt) ich sage, Euer ganzes Wesen untereinander gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen [F. M. Leuchsenring] erhielt ich einen zweyten Bruder; und was ich nie gehabt hatte, zwey Schwestern in Euren herzigen Frauen [richtig: Freundinnen, Lila und Urania].

[Hier ist ein zeitlicher Bruch. Dieses Fragment eines echten Goethebriefs wurde erst nach Uranias Tod geschrieben]

Du [Heinrich Merck] hattest mir Henrietten [von Roussillon] zur Gattinn ausersehen; aber das sollte nicht seyn. Sie war bestimmt, meinem Schicksal eine viel merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft, half ihm zur Erfüllung, machte mir ihn wahr. Kaum dacht' ich zuweilen noch an diesen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngespinnste denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit anhaltender Leidenschaft den Menschen tief erforscht, hatte meiner eigenen Seele auf den Grund geschaut, und hatte gefunden: daß wir samt und sonders zu viel und zu heftige Begierden im Busen tragen; zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden: als daß irgendwo in diesen Zeiten zween Menschen so Eins *werden* und *bleiben* können, wie meine liebevolle Schwärmerey es mich hatte träumen lassen.

Das andre Geschlecht hatte ich flüchtiger beobachtet und war über seinen Character, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Ideen bey diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich in einander verschwemmt und daher keine - von jenen zu einem gewissen Grad der Stärke, - von diesen zu einem gewissen Grad der Deutlichkeit sich erheben könnte. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas nur einen vesten eigenen Geschmack gehabt hätte; nicht einmahl was Gestalt und Zierde, Putz und Geräthe angieng. Dagegen aber fand ich in ihr [weibliches] Wesen die schönsten Triebe gelegt: einen wunderbaren Instinkt der Verläugnung, holdseelige Lust nur andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; - und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesiegleichen Zauber, der uns alle bestrickt und mich ewig fesseln wird. Ich sagte zuweilen mit Lachen: an Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz überträfen sie uns Männer unendlich, und wichen kaum - *dem besten Pudel.*; das sagt' ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob, allerdings mit etwas Bitterkeit vermischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber als überhaupt gegen die Menschheit.

Ich sah Henrietten [Urania]. Sie zog mich ganz an, aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlecht zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und wurde aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir sichtbar, sichtbarer als allen andern: wie sie hatte noch kein Mädchen mir

gefallen. Dennoch raubte sie mir nicht das Herz. ¹ - Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen, konnte aber zugleich nicht in Abrede seyn [stellen], daß sie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen [der schönen Frauen] mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete: kein Frauenzimmer könne sich überwinden, Einen Gedanken zweymahl zu denken, noch weniger, - im Handeln, auf Veranlassung, inne zu halten: alles gehe bey ihnen so in einem fort. Wenn sie in einem schwierigen Falle zu Ueberlegungen schritten: so begnügten sie sich, einen gewissen, so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmahl hintereinander auf und ab zu haspeln, in Stränge zu schlingen, ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln, ohne je sich einfallen zu laßen, ihn an dem einen oder anderen Ende auseinander zu drehen und aufzulösen. Auf nichts vermöchten sie mit stetem scheidenden Blicke zu haften; wären keiner eigentlichen entschlossenen Geduld fähig, wären, außer sich und in sich, ewig zerstreut. - Wie mit ihrem Denken, so sey es natürlich auch mit ihrem Empfinden beschaffen; ja, aus Ursachen [bestimmten Gründen], mit diesem noch etwas schlechter [bestellt], u.s.w. - Henriette widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie; sie habe über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können; überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Fall das Nöthige überlegt und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die [angeblich] Lose mich an Einsicht weit übertreffen, so daß ich wie dumm vor ihr stand, und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh' ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstand und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sey.

Nun aber stund mir das Gegentheil vor Augen; ich sah meinen Irrthum und begriff ihn doch nicht, bis ich durch Henrietten [Urania] von ohngefähr [zufällig] zum Aufschluß gelangte.

Wir waren in Allwinas [Lilas] Garten und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen den verhältnismäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedener Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald hatte sie nicht den Ausspruch gethan als wir mit ihr Eins wurden. - „Wer ein paar

¹ Dieser Satz ist gewiß eine gehässige Unterstellung F. H. Jacobis!

Tage Hunger und Durst gelitten hätte“, sagte unversehens Henriette [von Roussillon], „und käme über diese Bäume!“

„Himmel!“ rief ich und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte. „Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet“, sagte sie, „und gleich alles angenehme, liebliche, köstliche dafür hingäbe! - Oder glauben Sie, Woldemar [Wolfgang Goethe], daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre süße Labung so wie itzo empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr bloße Stillung eines Schmerzes gewesen als eigentliche Wollust, und kaum hätten sie erkannt, was Sie hinuntergeschlungen.“

Ich [Woldemar, alias Wolfgang Goethe] gab das zu.

„Also“, hub sie an, „wären die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben so wenig für den Heißhungrigen als für den Uebersatten, und der mäßig gereizte allein genösse sie wirklich und lauter [reiner]?“

Ich wußte nicht, was sie wollte, und gestand es abermahls.

Sie fuhr fort. „Ich habe Sie Weine versuchen sehen, mein lieber Woldemar [Wolfgang Goethe], da warteten Sie nicht eine Stunde des Durstes ab, auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge, sondern Sie wollten mit frischem Munde und, daß ich so sage [sozusagen], in einem ganz begierdenlosen Zustand sie kosten. - Was meinen Sie, mein Freund, sollte man von hier aus nicht weiter gehen und mit Sicherheit behaupten können, daß ein gewisser Mittel-Zustand, ein Zustand, worinn die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frey und unbefangen sind, für ihn auf alle Fälle, so wohl zum Genuß als zur Wahl, die schicklichste Fassung sey?“

„Nun“, antwortete ich [Wolfgang Goethe] lachend, „wir machen ja ein ordentliches Platonisches [philosophisches] Gespräch; und da Sie den Sokrates vorstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleystift nehme, um Ihre Reden aufzuschreiben.“

„Schreiben Sie nur“, erwiederte Henriette [von Roussillon], „ich will sehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.“

Damit fieng sie an, und brachte, mittels eines kurzen Uebergangs, mein System von den Mängeln des Weiblichen Characters auf die Bahn. Sie zeigte, daß diese Mängel zusammen am Ende nur auf Einen Hauptmangel, auf den Mangel - an sinnlicher Begierde hinausliefen. Und sie bewies, daß eben dieses Mangels wegen das weibliche Gefühl weit reiner, schärfer, vollkommener sey als das männliche; die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnismäßigen Werth zuverlässiger unterscheide, daß endlich, und *eben dieses Mangels wegen*, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkomme, ungehinderter und dauerhafter wirke.

„Da alle wichtige Geschäfte des Lebens in Euren Händen sind“, fuhr sie fort, „so habt ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung; des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den ihr von Kindesbeinen an genießt. - Aber bey Gelegenheiten, wo Euch alles dies verläßt, wo Ihr mit uns in gleichem Fall Euch befindet, wer von uns sieht da richtiger und weiter, wer ahndet tiefer und schneller? - Neben Euren andern Sinnen habt Ihr auch ein Herz, und seyd der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar Euch zugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz sey größer als das unsrige. Was hilft es [aber], wenn seine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beständig unterdrückt wird? - Daß Ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet und Euren Leidenschaften entgegen, daran ist nicht zu denken. Leidenschaft muß überall Euch unterdrücken, selbst in der Freundschaft. Wo Ihr nicht eifert, da seid Ihr kalt und todt! Hingegen ein Weib ... Aber das begreift Ihr nicht, das seht Ihr nicht, - das lästert Ihr sogar; lästert [ihr], weil Ihr selber nur nach Lust schnaubt, ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft Euch an niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur Euch selber außer Acht lassen könnt, [über das] lästert [ihr], weil Ihr lieber mögt gelüstet als geliebt seyn, lieber gepriesen als hochgeschätzt.“

Sie [Urania] schwieg. - Ihr Auge senkte sich ein wenig, öffnete darauf sich wieder. - Es verklärte sich ihre ganze Gestalt. - Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne einer schönen Seele zu verkünden: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. - Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte Göttliches Wesen in der That und in der Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. - - Wir näherten uns einander von Tage zu Tage mehr, und von Tage zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen, ein Gräuel wie von Blutschande. - Jener blöde Enthusiasmus, den wir platonische Liebe zu nennen beliebten, konnte ebensowenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben; und Henriette [von Roussillon], die Erz-Widersacherinn von aller Schwärmerey, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabendsten Sinne des Worts, Freunde, wie Personen von Einerley Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren. Darum läßt sich auch von unserm Verhältnisse so wenig bedeuten.

Wir dachten an nichts; als ihr, untereinander, eine Heyrath zwischen uns, fast unwiderruflich beschlossen hattet. Die Eröff[nung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwinen [in der Realität: beschleunigte meine Verbindung mit Henriette, denn Lila beredete Urania, ihr Herz vor [dem

Bürger] Wolfgang Goethe nicht länger zu verschließen], die sich längst, ganz in der Stille [vor]bereitet hatte, und auch, ohne jede Veranlassung durch Henrietten [richtig: durch Lila] jetzo bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden seyn. - Henriette [von Roussillon] war für mich eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, - die Eine Einzige [einzigartige] Henriette: und es wäre gewesen, als hätt' ich sie verloren, als hätt' ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen; - in unserm Seyn, in unserm Thun und Wesen irgend eine Veränderung. - Nicht so Allwina. Ich fühlte oft nur zu lebhaft neben ihr - daß wir mit uns zweyen waren, sie Mädchen und ich Mann. Sie [Urania ist wieder gemeint] war mein Urbild von reinem weiblichen Character; durchaus angelegt zur Gattinn und zur Mutter; der Ausbund ihres Geschlechts. - Ich nahm sie [Urania] mit Freuden; sie mit Freuden mich: ich war, entschieden, für sie der einzige Mann, sie, entschieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber gar nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahndet hatte, und doch so natürlich erfolgen *mußte*, [das] war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henriette [von Roussillon] und mir [Wolfgang Goethe]. Allwina [richtig: Henriette], als ich um sie warb, hatte hundertmahl ihre Freundinn [Lila] gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar [Wolfgang Goethe] noch eben das [wie früher] für Dich seyn?“ - Hatte mich hundertmahl gefragt: „Aber Henriette [richtig: Lila], würde Henriette [richtig: Lila] nicht dabey verlieren?“ - Wir [Lila und Wolfgang Goethe] hatten beyde die Frage auf sie zurückgewendet: Ob sie vielleicht in ihrem Herzen fühle, daß sie nachher weniger an ihrer Freundinn hangen würde?

„Ach, Himmel!“ rief sie [Urania] dann, „was für ein Gedanke!“

Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegenteil erhalten. Jeder Blick, den ich Henriette [von Roussillon] gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte - war eine Wohlthat für meine betretene Allwina [Lila]. Sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. [Siehe 8. Analogon] Wie mir [Wolfgang Goethe] dabey im Herzen geschah, was aus uns dreien in einem solchen Umgang werden mußte - kannst Du [Heinrich Merck] Dir leicht vorstellen, und hast es, zum Theil, gesehen. - Wir wurden je länger je vertraulicher untereinander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henriette [von Roussillon] und mir, als zwey unverheyratheten Personen [die keine Blutsverwandte sind] gegeneinander oblag, durfte nunmehr wegfallen, und that es [auch] sehr bald: wir wurden Bruder und Schwester, - ganz und wie von Mutterleibe an. - Allwina [Lila] weinte oft vor Freude, und ich selber fühlte mich kaum vor Wonne; wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war all mein

Wesen und dabey meine Seele doch so still, mein Geist so helle! ... - *Die frohe, freye, volle Liebe wars, die* hatte dies alles gethan! Sie hatte bis in den Grund mich erschüttert; und erwecket, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte; hatte so erneuet, vervielfachet alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Daseyn erhöht, ein Leben wie von Ewigkeit zu Ewigkeit in meine Seele gebohren. - Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn giebt, den sie zu sich erhöht, den sie vollendet!

Beste, komm! - Mit Einem Mahl entsinkt die Feder meiner Hand. - - komm! - -
- Ich ringe Dich in meine Arme - drücke, preße Dich an mich, und mir ist, als senkt' ich mein Herz in Deinen Busen.

Woldemar [Wolfgang Goethe]

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 149 bis Seite 160 der Originalerstaufgabe von 1779
Ort des Briefschreibers: unbekannt [Biederthal, alias Heinrich Merck, begleitete, nach Jacobi, seine Frau angeblich ins Bad. Wolfgang Goethe hielt sich bis zum 10. September 1772 in Wetzlar auf.]

Zeit: 3. September 1772

I. Originalbrief [Brieffragment] Heinrich Mercks an Wolfgang Goethe

Biederthal an Woldemar [Heinrich Merck an Wolfgang Goethe]

Den 3ten September [1772]

Es fehlte wenig, mein trauer Lieber, so hättest Du auf Deinen herrlichen langen Brief keine Zeile Antwort bekommen. Es läßt sich auf einen solchen Brief hier nicht antworten; nur ihn hier zu lesen ist beynah Sünde. Gott bewahre Dich, daß Du je unter diese schaaln, verzerrten, aufgeblasenen, flitterköpfigen Menschen gerathest! Ich habe mir manchemal vorgestellt, wie Dir seyn würde, wenn Du hier wärest, und mirs in Deinem Nahmen recht grimmig werden laßen. Die alberne Hoffarth und die dumme Aufführung des hiesigen Adels ist weltkündig. Da ich eine gewisse Reputation habe, und verschiedene Fremde vom ersten Rang uns aufsuchten, so wollten die läppischen Gesichter wohl ein bischen freundlich mit uns thun; sie holten uns [her-]an, und luden uns an ihre vornehme Tafel: aber ich habe sie dir heimgeschickt, einmahl über das andre! - Daß die Affenart [gemeint ist die adelige Gesellschaft] sich einbilden darf, einem rechtlichen Menschen eine Ehre erzeigen zu können mit ihrer Companie! Sieh, das kann mich erst grimmig auf sie machen. Anders! - ich bin ja nicht vom Geschlecht [von Adel], und habe unter ihnen nichts zu suchen; möchten sie also meinetwegen ruhig sich begaffen und ihre Purzelbäume schlagen! Und sie sollten sehen, es käme mir auf eine paar Nüsse für sie nicht an, wenn ich gerade [damit] versehen wäre.

Mit * und * hab' ich mich so gut als bruljiert, weil sie nicht widerstehen konnten und sich von den Fratzen [dem Adel] schön thun ließen. Männer von verdientem Ruhm sollten sich so nicht wegwerfen, und von dergleichen Leuten eine Distinction annehmen. Es sieht sonst so aus, als hätt' es wirklich mit diesen armen Tröpfen [den Adelligen] etwas zu bedeuten; und sie dürften wohl so gut seyn und sich zu einem großen Mann

herablaßen, - ihm gnädigst einmahl gestatten, zu seyn, für die [für kurze] Zeit, wie [so] hoch ihres Gleichen. Ich kanns nicht ausstehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!

Unsere zwey distinguirte Herren schämen sich jetzt vor uns, und schämen sich voreinander, und wären so gern der Ehre wieder los; zumahl da es allmählig bey tausend Gelegenheiten an den Tag kömmt, wie Ihro Gnaden es im Herzen [tatsächlich] mit ihnen meynen. Es sieht scandalös aus, wie sie nun dastehen und umher schleichen, und, um sich nicht gar zu prostituiren, bon gré mal gré die inferieurs spielen müssen: sie sinds dermahlen auch in der That, und es geschieht ihnen recht. Darum lassen wir sie stecken, und laden sie nie zu unserer Gesellschaft, die noch artig genug componiert [zusammengesetzt] ist, wenigstens aus den besten Leuten, die hier sind; wir haben einige sehr vergnügte Parthieen zusammen gemacht. - Aber gewiß komm ich nie wieder hieher. Sollte ich noch einmahl den Brunnen trinken müssen, so erneuere ich meine Bekanntschaft mit Spa. - Da möcht' ich einmahl von dem allerley vornehmen Volk (denn die Collekcion ist hier sehr vollständig!) - da möcht' ich einmahl dies oder das davon hinkommen sehen - Himmel! was sie da für eine Figur machen würden! Denn eigentliche Welt, ächten guten Ton, Lebensart: auch das haben sie dir nicht einmahl: sie sind ungeschliffen, un gelenk und im höchsten Grade fad' und langweilig. - - Aber womit ich die Zeit verderbe? - Steht es denn nicht schon geschrieben, daß die Erde hervorbringen muß Vieh, Gewürm und Thier auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. - und daß Gott machte die Thier auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerley Gewürm auf Erden nach seiner Art. - Und daß Gott sah, daß es gut war? - Haben wir also weiter nichts dagegen! hüten uns, und halten uns nur fein reinlich! [Unzweifelhaft ein polemischer Ausfall Heinrich Mercks wider den Adel!]

Am künftigen Montag geht es, dem Himmel sey Dank! von hier weg. - Wie mich zurückverlangt, nach Dir, nach meinen Kindern, nach Euch [allen] miteinander, nach Stadt und Land wo ihr seyd, nach eigenem Haus und Heerd: davon ist kein Sagen! - Sey Du nur immer glücklich, mein lieber Woldemar [Wolfgang Goethe]! das ist mein Morgen- und Abend-Gebet, mein stündlicher Seufzer. - Guter Gott, bewahre mir meinen Woldemar [Wolfgang Goethe]! - Ich bin fest überzeugt, so liebend wie Dein Herz auch ist, daß Dir nichts so beständig im Sinne liegt, wie Du mir im Sinne liegst. Jetzt, da Dir so wohl ist, jetzt ist mir vor lauter Freuden, Angst; und, theils wegen dieser Angst, theils von einer Art von Aberglauben, prophezeyh' ich mir allerhand Böses, damit das Gegentheil eintreffe. Wie abergläubisch mich die Freundschaft macht, das ist ordentlich zum Lachen. Zum Exempel, die Nacht, eh' Dein Brief ankam, hatt' ich einen entsetzlichen Traum von Dir; ich mag ihn gar nicht erzählen; genug, am Ende warst Du - todt; und es wurden zwey Särge aus Deinem Hause getragen; aber in dem zweyten Sarge war nicht Allwina [Lila], die lebte. Ich fuhr mit einem ängstlichen Geräusch aus dem Schlaf, so daß Luise davon mit auffuhr, und ganz erschrocken fragte: was mir wäre. Ich erzählte ihr, noch in völliger Betäubung, das fürchterliche Gesicht [den fürchterlichen Traum]. - „Pfuy“, sagte sie, „was für ein abscheulicher Traum!“ und -- schlief bald darauf wieder ein. Ich fiel endlich auch wieder in Schlaf. Und nun, da ich am Morgen erwachte, und mir gleich mein Traum [wieder] einfiel: - Wirst Du glauben, daß ich kindisch, albern genug war, um mir Gedanken darüber zu machen, daß ich diesen Traum meiner Frau erzählt, und zwar, meiner selbst halb unbewußt und gleichsam gegen meinen Willen - nüchtern erzählt hatte? ... Es war ein Glück, daß mir ein paar Stunden nachher Dein Brief gebracht wurde, und nun der Geck sich das Ding zu seinem Vergnügen auslegen konnte.

Mein Empfangen, mein Haben Deiner Epistel [Deines Briefs]; mein Ermessen ihrer Länge; wie ich sie erst für mich, hernach mit meiner Luise gelesen, - und alles was folgte: von dem miteinander - find ich nicht ein Wort in meinem Dintenfaß. Es mag wohl irgend besser aufgehoben seyn. - ... Lieber! O, sey doch immer glücklich! - - Ich danke Gott so von ganzer Seele für Dein Wohl. Wo ich es hie oder da nicht genug thue, aus Kleinmuth, aus Unglauben - Vater im Himmel, da sieh das innbrünstige Gebet an, worinn meine Zweifel gehüllt sind, und verzeih, - oder strafe doch nur mich allein! ... - Ich weine; ich bin zaghaft wie ein Weib.- Was ist das? ...

Wären wir nur erst ein Jahr oder ein paar Jahre weiter, und ich sähe Dich einmahl recht eingenistet auf dieser Erde! Immer kamst Du mir vor unter den Menschen wie ein Fremdling, - als könntest Du nicht bleiben.

Unter uns, das ist wahr, hast Du Dich [doch bereits] sehr gut gewöhnt [eingewöhnt auf dieser Erde], aber daß Du dich so gut gewöhntest, haben wir das nicht größten Theils der Traumdeuterinn [Henriette Alexandrine von Roussillon] zu verdanken? - Und hat sie wirklich ihn Dir gedeutet Deinen alten Traum, ihn erfüllet, ihn wahr gemacht, wie Du sagtest; oder vielleicht nur einen neuen Traum in Dir erweckt? - Wende Dich nicht weg von mir, edler Mann! es ist nicht Lästerung was ich sage. Am wenigsten Lästerung gegen den Engel [Urania], den wir alle zu uns herab vom Himmel steigen sahen. Du hältst nicht mehr von Henrietten, als sie verdient; und es ist nichts anders als ihr wahrer, wirklicher Eindruck, was Du für sie empfindest. Aber in Dein Verhältniß mit ihr bringst Du eine Phantasie, vor der mir bange wurde; sobald ich sie entdeckte. Ich hatte eigentliche [wahre] Liebe unter Euch vermuthet, und so lange war ich ruhig; ruhiger, als ich in Absicht Deiner je in meinem Leben war. - .. Armer Woldemar, ich kenne Dich so gut! und wenn ich Dich recht ins Auge fasse, - sieh, so will mir das Herz zerspringen vor Lieb' und Wehmuth. - Es ist etwas in Dir, etwas, das Dich beständig über alles gegenwärtige hinaussetzt, ins Unendliche hinüber. - Dich selber überspannst Du nicht leicht; aber außer Dir überspannt Deine Imagination beynah' Dir alles. Du bist mit keinem Dinge recht zufrieden, als das Du so erblickst. Darum wird Dir, in die Länge, kein Mensch aushalten; nein, Woldemar [Wolfgang Goethe], kein Mensch!

Es ist traurig, daß Dir nie wohl seyn kann, als im Irrthum. Wo Du auch am Wahren, am Wirklichen hängst: Du machst so lange, bis ein Hirngespinnst daraus geworden ist, und dann - zu Boden damit! - Ach, Dein letzter Brief hat mich an so vieles erinnert, dies und jenes mir so klar aufgedeckt! .. Die volle Wonne, die er athmet; die hohe, allerhöchste Himmelsfreude. - Lieber! wenn Du das alles nur an einem Haar festhieltest - durchaus nur an einem Haare festhalten wolltest. - Und das Haar zerriß - zerrisse vielleicht durch eine Bewegung Deiner eigenen Hand? - Lieber! ... O, erbarme Dich Deines Biederthals [Heinrich Merck]!

Es ist Zeit daß ich abbreche. - Verzeih, Lieber, wenn ich ein Thor bin. Ich hoffe daß ich einer bin; und mir ahndet, daß ichs fühlen werde, sobald ich Dich wiedersehe. Was ich geschrieben habe wird Dir das Herz nicht schwer machen. Und so leb wohl. Gruß und Kuß an Allwina [Lila] und Henrietten [Urania]! auch von Luise. - Bester, Theuerster, leb wohl! Leb' wohl und bleib meiner Liebe eingedenk.

Dein Biederthal [Dein Heinrich Merck]
heute wie gestern und immerdar.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 93 bis Seite 104 der Originalerstaufgabe von 1779.
Ort des Geschehens: Darmstadt und wahrscheinlich Crumbach
Zeit: ca November bis Dezember 1772

Anmerkungen: Dieser Textabschnitt enthält ein Indiz, daß Henriette Alexandrine von Roussillon und Wolfgang Goethe sich sogar heimlich *verlobten* (und zwar noch vor dem düstern Zwischenraum von ca. Anfang August bis ca. Mitte November 1772). Weiterhin wird von den Machenschaften des „alten Hornich“, alias der Freiin von Pretlack, berichtet, die mit List und Tücke Henriette von Roussillon den Schwur abblockte, Woldemar, alias Wolfgang Goethe, niemahls zu heiraten. [Siehe das 3. Analogon]

Der Zweck heiligt [angeblich] die Mittel

In der Nacht kam Biederthal [Heinrich Merck] mit einer Postchaise, um Henriette [von Roussillon] eilends abzuholen. Der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] war wieder eingefallen [von einer Reise zurückgekehrt?] und neue Zufälle verkündigten ihm [ihr] ein schleuniges [baldiges] Ende.

Biederthal [Heinrich Merck] ward von der Nachricht, daß seyn Bruder [Wolfgang Goethe] mit Allwina [in der Realität: mit Henriette] verlobt sey, wie versteinert. Er konnt' es nicht glauben und traute nicht, sich von ganzem Herzen darüber zu freuen.

[Anmerkung: Es könnte auch die Nachricht von Uranias Schwangerschaft gemeint sein, über die Heinrich Merck wie versteinert war, die er nicht oder nur schwer glauben konnte und sich nicht getraute, „sich von ganzem Herzen darüber zu freuen“.]

Henriette fand ihre Geschwister [ihre zwei Brüder?] zu Hause [im Haus der Freiin von Pretlack] beisammen. Der [die angeblich] Kranke war etwas eingeschlummert. Dieser Umstand war für Biederthal [Heinrich Merck] erwünscht, denn nun konnte, nachdem Henriette über ihres Vaters [ihrer Tante] Befinden alle Erkundigungen eingezogen hatte, und man wieder gelassener da saß, sogleich die Wundergeschichte von Woldemars Verlobung [mit Henriette und deren Schwangerschaft] vorgenommen werden.

[Anmerkung: Heinrich Merck versuchte anscheinend, zwischen Uranias Verwandten und Wolfgang Goethe zu vermitteln. Wahrscheinlich scheiterte dieser Versuch an dem Standesdünkel der Generalin und Freiin von Pretlack.]

Er [Heinrich Merck] sah mit Befremdung, daß die beiden Schwestern [in der Realität: die beiden Brüder Uranias] und Dorenburg [F. M. Leuchsenring] mehr erfreut und weniger erstaunt waren als er vermuthet hatte. Dabey schien es ihm, als herrsche etwas geheimnisvolles in ihren Mienen. Er war ungeduldig, auf den Grund zu kommen, und wußte sich nicht zu helfen. Henriette hatte auch etwas bemerkt; sie hub plötzlich an: „Ihr habt etwas miteinander; was ist's?“

Alle drey wurden rot. Und nach und nach kam es herausgestottert: der alte Hornich [die alte Freiin von Pretlack] befinde sich in einer Art von Höllenangst wegen Woldemar [Wolfgang Goethe] und Henriette [Urania], und würde nicht anders als voll Verzweiflung

den Geist aufgeben, wenn er [sie] nicht von seiner Tochter [ihrer Nichte] das feierliche Gelübde erhielt, daß sie nie Woldemaren [Wolfgang Goethe] die Hand geben wollte.

[Anmerkung: Dies ist ein offensichtlicher Widerspruch im Roman F. H. Jacobis. Auf Seite 93 [der Originalerstaufgabe] steht, daß Woldemar mit Allwina verlobt sey, auf Seite 168 steht, Allwina „sey nicht erst die Braut, sie sey wirklich seit sechs Monathen schon mit Woldemar vermählt“. Warum sollte daher der alte Hornich von Henriette das Gelübde verlangen, Woldemar nie zu heiraten, wenn er bereits mit Allwina verheiratet war? Was die Wirklichkeit betrifft, so hatte F. H. Jacobi nur die Namen „Allwina“ [alias Lila] und „Henriette“ [alias Urania] im Roman vertauscht, damit sein Werk nicht zu offensichtlich Goethes Liebesgeschichte mit Henriette von Roussillon wiederspiegeln würde. Siehe hierzu das 10. Analogon, in dem ich alle Indizien im Roman >Woldemar<, die sich auf eine Schwangerschaft Henriettes beziehen, zusammengefaßt habe.]

„Denkt auch die Beklemmung, worinn wir uns befanden“, sagte Dorenburg [Leuchsenring], „und was für eine Wirkung die glückliche Nachricht [von Uranias und Wolfgang Goethes Verlobung?] auf uns machen mußte, die ihr mitbrachtet.“

„Aber damit ist [meiner Tante, der Freiin von Pretlack] nicht geholfen“, sagte Henriette, „denn so lange noch einige Hoffnung zur Genesung bey meinem Vater [bei meiner Tante] ist, darf ihm [ihr] Woldemars Verlobung [mit mir] nicht kund werden; und ihn [sie] durch die Erklärung, die er [sie] wünscht, zu beruhigen, das ist mir [ebenfalls] unmöglich.“

[Anmerkung: Ein typischer Denkfehler des Verfälschers der Wirklichkeit: gerade die Nachricht von Woldemars Verlobung mit Allwina, hätte den alten Hornich ja beruhigen können. Es ist ein offensichtlicher Beweis, daß F. H. Jacobi in Wirklichkeit an die Verlobung Woldemars mit Henriette dachte.]

„Wie? Warum denn nicht?“, fragten die geängstigten Schwestern [richtig: Uranias Brüder] wie aus einem Mund.

„Warum?“ antwortete Henriette [Urania] und ward feuerrot. „Weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen [Wolfgang Goethe] nicht die Hand bieten will, weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund [Wolfgang Goethe]! - Ein feierliches Gelübde meinem Woldemar [Wolfgang] zur Schmach! - Ha!“ rief sie [Henriette], die Augen 'gen Himmel, und schluchzend gieng sie zur Thür hinaus.

Als Hornich [die Freiin von Pretlack] erwachte, war seyn [ihr] erstes Wort, nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt, sich zu fassen und war schon in seyn [ihr] Zimmer geschlichen; und sobald man dem [der] Alten geantwortet, sie sey da, stand sie auch schon vor seinem [ihrem] Bett. Wie er [sie] sie erblickte, hob er [sie] Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe. „Liebe Henriette“, sagte er [sie] und konnte für [vor] Wehmut es kaum über die lächelnde Lippe bringen, „sieh, Du hast mir Wort gehalten!“

Der rührende Sinn dieser Rede gieng Henriette [von Roussillon] in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters [ihrer Tante], und er [sie] lispelte ihr an der Wange her „Ja, bis in den Tod, Du gutes Kind, Gott wird Dir's vergelten!“

Eine Weile nachher. Henriette saß jetzt neben seinem [ihrem] Bett, ihm [ihr] nah gegenüber.

„Es kommt mir hart vor, daß ich sterben muß“, sagte der Greis [die Greisin], „denn Du hattest mich vergessen gemacht, daß ich so alt war; Du hast mich so süß und sanft ans Grab geleitet... Aber dennoch, ich hab etwas auf dem Herzen, wenn Du mir das davon nähmst, ja, liebe Tochter [liebe Nichte], auch hinunter in die Grube [ins Grab] könntest Du mich sanft geleiten!“

„Ach, lieber Vater [liebe Tante]!“ rief Henriette, „ich weiß schon, was Sie von mir verlangen. Ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Ansprüche auf mich gemacht; und ebensowenig habe ich den entferntesten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müssen sich erinnern, daß ich Ihnen das schon mehrmahls bekräftigt habe; ich wiederhole es Ihnen nochmahls, und schwöre Ihnen bey allem was heilig ist, daß ich die lautere Wahrheit sage. Wozu dann ein feierliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne einige Noth [ohne Grund], sich so gehässig gegen einen Mann [Wolfgang Goethe] beweisen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemahl unbesonnener Weise zugefügt, unmittelbar beleidigt hat er Sie niemahls, lange genug bestraft haben? O, besänftigen Sie Ihr Gemüt, machen Sie Friede mit Woldemar [Wolfgang Goethe], thun Sie's, lieber Vater [liebe Tante], auf mein Wort, Ihrer betäubten Henriette zuliebe!“

„Beste Tochter [Nichte]“, antwortete der [die] Alte, „sey versichert, ich besinne mich kaum, daß mir durch Woldemar [Wolfgang Goethe] je eine Minute unangenehm geworden [ist]. Wollte Gott, er hätte mich auf's Aeüßerste gekränkt, und wäre nur ein anderer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann [keine so unversöhnliche Frau] bin. Und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? - Bloß um Dich ist's mir bey der Sache zu thun. Woldemar [Wolfgang Goethe] gönnte ich gern alles Glück, das Du ihm gewähren könntest. Aber sieh! Ich habe genau auf den Menschen Acht gegeben, und da ich wahrgenommen, daß Du Dich immer stärker an ihn hingst, mich allerwärts nach ihm erkundigt. Gewiß, liebe Henriette, er glaubt weder recht an Gott noch an Menschen; er ist durchaus ein desperater Charakter, hitzig, ausschweifend, unbesonnen... Kurz, ich weiß kein Unglück, das Du nicht mit ihm zu befahren [befürchten] hättest; Du wärest verloren für diese Welt und wahrscheinlich auch für jene.“

Die Ankunft der Aerzte unterbrach diese Unterredung. Hornich [die Freiin von Pretlack] erriet aus ihren Mienen, daß es um ihn [sie] geschehen sey; und er [sie] drang in sie, um so genau als möglich zu erfahren, wieviel Frist ihm [ihr] noch bleibe. Aus ihren Antworten ließ sich abnehmen [vermuten], daß er [sie] es höchstens bis an den dritten Tag, vielleicht aber auch nicht einmahl bis an den morgenden bringen werde. Henriette [von Roussillon], die ferne [unvorbereitet] war, einen so plötzlichen Wechsel zu vermuten, geriet in die äußerste Bestürzung. Der [die] Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn [sie] die Angelegenheit wegen seiner Tochter [ihrer Nichte] ängstigte. Er [sie] eilte, die Aerzte von sich wegzuschaffen. Henriette wollte ihn [sie] nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erschrak über die Nachricht. „Das gute Blut!“ sagte er. „Doch vielleicht wird's noch rückgängig; bey Leuten wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen; da Du aber anderer Meinung bist, so seh ich nun gar nicht mehr, was Dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angst von mir abzuwälzen, bey der mir die Todesangst schwindet, die mich aber im Tod [im Sterben] zur Verzweiflung bringen wird.“

Henriette [von Roussillon] weinte bitterlich. Sie stürzte neben seinem [ihrem] Bett auf die Knie und trug ihm [ihr] die Gründe ihrer Weigerung mit so viel Stärke, auf eine so zärtliche und rührende Weise vor, daß der alte Vater [die alte Tante] äußerst davon bewegt wurde, ohne jedoch sich überwältigen [überzeugen, überreden] zu laßen. Dieser Kampf vermehrte die Unruhe seines [ihres] Gemüts bis zum Tumult [bis zur Aufregung, Wut], und unversehens sah man ihn [sie] von einer Atemnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken so gräßlich [gefährlich] wurde, daß Henriette laut um Hilfe schrie und alle nicht anders dachten, als wär' es aus. Henriette glaubte zu vergehen, so unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters [ihrer Tante] auch nur um einige Stunden verkürzt zu haben. Er [sie] kam wieder zu sich. Unterdessen waren zwey der nächsten Anverwandten und der Beichtvater angelangt: alle drey sehr wackere Leute. Sie wußten um Hornichs [um der Pretlacks] Bekümmernis, und hatten bereits alle Mittel versucht, ihn [sie] auf andere Gedanken zu bringen. Das alles erzählten sie Henriette genau und fügten sehr eindringende Gründe hinzu, um sie [Urania] zum Nachgeben zu bewegen. Beide Schwestern [Brüder Henriettes] stimmten ihnen bey. Zuletzt auch Dorenburg [zuletzt auch F. M. Leuchsenring?], welcher seiner Schwägerin [seiner empfindsamen Freundin] zu Gemüte führte, es sey wider ihre eigene Grundsätze und [auch] Woldemars [Wolfgang Goethes] Moral ganz entgegen, einer eingebildeten Pflicht, einer unwirksamen Grille wegen, ein wahres Uebel zu verursachen.

[Anmerkung: Nach F. H. Jacobi wäre auch Leuchsenring gegen eine Heirat Uranias mit Wolfgang Goethe gewesen, weil er meinte, dieser Schritt wäre gegen Uranias eigene Grundsätze. Auch über Goethes Moralbegriffe scheint Leuchsenring keine gute Meinung gefaßt zu haben. Einer „eingebildeten Pflicht, einer unwirksamen Grille wegen“, offensichtlich wegen Uranias Schwangerschaft, müsse man, so angeblich Goethes Ansicht, nicht ein „wahres Uebel“ verursachen, nämlich zu heiraten. Möglicherweise war es aber nicht der Hofmeister Franz Michael Leuchsenring, der das schlechte Zeugnis über Goethe ausstellte, sondern dessen Bruder, der Arzt Leuchsenring.]

„Das paßt hier nicht“, antwortete [widersprach] Henriette [von Roussillon]. „Ach, Dorenburg [Leuchsenring], was man so spricht, ist immer in den Tag hinein!“

[Anmerkung: Urania war offensichtlich anderer Meinung als Leuchsenring über Wolfgang Goethes Moralbegriffe.]

Biederthal [Heinrich Merck] schlug vor, man solle seinen Bruder [Wolfgang Goethe] eilends benachrichtigen. Aber der Clarenauische [Pretlack'sche] Landsitz war vier Meilen von B. [Darmstadt] entfernt; und ohnedem verwarf Henriette diesen Vorschlag.

„Ihr versteht meinen Eigensinn nicht“, sagte sie [Urania]. „Ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es sehr verkehrt wäre, ihr die mindeste Wichtigkeit zu geben.“

[Kommentar: Urania war offensichtlich unentschlossen und voller innerlicher Zweifel und Bedenken. Einerseits verteidigte sie ihren Geliebten [Wolfgang Goethe] vor ungerechten Vorwürfen der Tante und Leuchsenrings, andererseits sah sie selber ihre Schwangerschaft nicht als einen unbedingten Grund an, ihren Geliebten auf der Stelle und ohne alle Erwägung heiraten zu müssen. An eine Eheschließung vor ihrer Niederkunft

war im November oder gar im Dezember 1772 wohl aus mehreren Gründen gar nicht mehr zu denken.]

Sie [Henriette von Roussillon] unterlag endlich [dem Zureden der Frau von Pretlack, dem ihrer Brüder, dem des Beichtvaters und dem der anderen Verwandten]. Der kommende [nahende] Tod, den sie immer näher und näher sich an ihren Vater [an ihre Tante] lagern sah, seinen fürchterlichen Arm schon zwischen ihr und ihm [der Tante], um ihn von *ihr* [von F. H. Jacobi verschrieben: richtig wäre „*ihm*“ gewesen] wegzureißen, das erschreckte ihren [Uranias] Geist bis zur Verwirrung und betäubte ihre Sinne. Jeder angstvolle Blick, den der [die] Sterbende auf sie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte wie [ein] Blitz in der Nacht der Gedank' ihr durch die Seele: wenn er [sie] wo noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher [manche], von dem Rand des Grabes zurückkehren? Wenn diese Blicke um Leben flehten? Um Leben, bey seiner Tochter [bei ihrer Nichte]? Daß sie ihm [ihr] die Hand böte umzukehren? Und sie [ver-]weigerte die Hand? Und sie ließe ihn [sie] hinabsinken [ins Grab]! Das liebe Mädchen [Henriette von Roussillon] fiel in Ohnmacht über diesen Vorstellungen; und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie bebend und blaß: „Ich will es thun.“

Die Sache wurde sogleich ins Werk gerichtet, und Henriette gab die Erklärung von sich, daß sie ihrem Freund [Geliebten] und Bruder Woldemar [Wolfgang Goethe], den sie unter allen Menschen am höchsten schätze, nie als Gattin angehören wolle.

Daß Woldemar [Wolfgang Goethe] auf die Nachricht von Hornichs Tod [auf die Nachricht einer schweren Erkrankung der Freiin von Pretlack] in die Stadt [Darmstadt] fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber geriet nun seyn Bruder [Heinrich Merck] die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen. Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, damit er sie bewege, von allem Vorgegangenen [von ihrem Gelübde] Woldemar [Wolfgang Goethe] doch ja nichts zu offenbaren.

„Sorgen Sie nicht“, sagte das betrübte Mädchen. „Wie in aller Welt sollt' ich es angreifen, Woldemar [Wolfgang Goethe] diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch das geringste... O, ich weiß, ich weiß nur zu wohl, daß ich schweigen muß!“

Und mit einem schmerzvollen Seufzer [sprach wohl Heinrich Merck]: „Arme Henriette, daß Du nicht stärker warst.“

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 160 bis Seite 182 der Originalerstaufgabe von 1779.

Ort des Geschehens: Darmstadt

Zeit: November und Dezember 1772, während Goethe in Darmstadt weilte

Anmerkungen zum Text: F. H. Jacobi malte die Zweifel in den Gemütern der beiden Liebenden, Urania und Wolfgang Goethe, mit allzu schwarzem und kräftigem Pinsel.

In dem Werk >Erwin und Elmire< legte Goethe ein deutliches dichterisches Bekenntnis ab, daß er den Glauben an Uranias Gegenliebe wiedergefunden hatte. Die Zweifel Woldemars, alias Wolfgang Goethes, beziehen sich, meiner Überzeugung nach, mehr auf

die Zeit des düstern Zwischenraums, von Anfang August bis Mitte November 1772, weniger auf die Zeit danach, während Goethe sich in Darmstadt aufhielt.

[Kein Glaube, keine Liebe, keine Hoffnung?]

Er [Wolfgang Goethe] pflegte wechselweise [...] bey Biedertahl [Heinrich Merck], dann bey Dorenburg [Franz Michael Leuchsenring] abzutreten [zu wohnen]. Sie sahen ihn nie, ohne daß sich neue Aussichten von Glückseeligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden bis der Winter einbräche.

Einst traf es sich, daß Woldemar unversehens in die Stadt kam und niemand zu Hause fand als Luise [Merck], die anderen waren auf's Land zu einem Anverwandten von Dorenburg [Leuchsenring], welcher Oberamtmann war. Woldemar [Wolfgang Goethe] hatte ein [selbstgemaltes?] Bildniß von Henriette [Urania] mitgebracht, welches er ganz neuerlich [neulich] gezeichnet, ohne daß sie ihm dazu gesessen [denn seit Anfang August 1772 hatte Goethe die Geliebte nicht mehr gesehen, wegen des „düst'ren Zwischenraums“]. Er machte gern Portraits, und hatte seine Freunde zu B. [zu Darmstadt und zu Wetzlar] mehrmals und sehr treffend abgezeichnet. Von Henriette [Urania] waren eine Menge Abbildungen da, die er vor und nach in allerhand Manieren und Launen verfertigt hatte. Aber so regend, so voll Bedeutung, wie diese [letzte Zeichnung], [war] noch keine. Luise [Merck] schrie [entzückt] vor Freude, da sie das Bildniß sah. Für Woldemar [Wolfgang Goethe] war es ein reiches Gemälde, welches ihm die ganze Geschichte seiner Glückseeligkeit darstellte, und auf eine Weise darstellte, daß er viel mehr als ihren wiederholten Genuß davon empfing; hier genoß er sie mehr im Geber [Druckfehler? Richtig: im Gebet?]; freute sich desselben und fühlte dessen höhere Wonne.

Niemand hatte ihn noch so von seiner Freundinn reden hören, als er vor ihrem Bildnisse itzo mit Luise [Merck] sprach. Seine Begeisterung theilte sich dem gefühlvollen Weibe mit, und sie wurden beyde, je länger je mehr, bis zum Ueberfließen ihres Gegenstandes voll. So brachten sie, äußerst miteinander zufrieden, diesen und den folgenden Tag zu Ende. Es war schon nach Mitternacht, als Woldemar [Wolfgang Goethe] aufstand und nun zu Bett gehen wollte. Stehend fiel ihm [noch] ein Zug von Henriette [Urania] ein, den er noch eben erzählen mußte. Er bemerkte, daß Luise [Merck] ganz außerordentlich davon getroffen wurde, und fragte nach der Ursache. Sie veränderte die Farbe bey dieser Frage; und da er zu bitten anfang, schossen ihr die Thränen über die Wangen. Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde dringender; aber Luise konnte ihn nicht befriedigen, ohne ihm zu entdecken, was sich bey ihres [Henriettes] Vaters Tod [bei der schweren Erkrankung der Freiin von Pretlack] zugetragen hatte, denn in der genauen Beziehung, welche das von Woldemar Erzählte hierauf hatte, lag die Ursache ihrer [Luise Mercks] Erschütterung.

„Es ist unmöglich“, sagte endlich Luise [Merck], „daß ich Ihnen willfahre [Auskunft gebe]; es sey Ihnen genug, daß Sie [Wolfgang Goethe] Henriette [von Roussillon] nie zu viel lieben, nie zu sehr verehren können; daß Sie mehr Grund dazu haben, als Sie selbst wissen.“

Diese Worte machten Woldemarn [Wolfgang Goethe] nur noch aufmerksamer. Er war durch nichts mehr zu stillen [zu beruhigen], flehte unablässig und drohte endlich, daß er

durch Henriette [von Roussillon] selbst das Geheimniß schon herausbringen wolle. Kurz, er setzte der armen Luise [Merck] von allen Seiten so lebhaft zu, bis sie, halb aus Furcht, halb aus Treuherzigkeit, nachgab und ihm alles offenbarte.

Woldemar [Wolfgang Goethe] brachte die Nacht in seinem Sessel zu. Eh' er sich dazu versehen, hatten schnell seine Gedanken sich so gehäuft und sich so vielfältig durcheinander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben - [das] konnte er um alles, was er itzt [auch] erfahren hatte, nicht. Er mußte viel eher [vielmehr] sie bewundern, ihr Dank wissen; und doch fühlte er, daß er *unzufrieden* mit ihr war. - *Unzufrieden mit Henriette!* - Er erschrak vor dieser Vorstellung. Und warum unzufrieden? - Durft' er es wohl jemandem sagen? - Konnte er's nur sich selbst erklären? - „Es ist die erste Befremdung“, sagte er zu sich, „morgen werd' ich [wieder] ruhig seyn.“ Und [er] wollte aufstehen und sich zu Bett legen. Aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt: „*Mir entsagt - feyerlich - heimlich!* - *Ihr Vater [ihre Tante], ihre Geschwister [ihre Brüder] vermochten sie dahin zu bringen!* - *Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar [gegen mich, Wolfgang Goethe]!* - *O, ich bin ihr nicht, was ich dachte!* - *Henriette ist nicht ...*“ Er [Wolfgang Goethe] fuhr in die Höhe - wieder zurück - wußte nicht zu bleiben.

Der Morgen graute schon, da legte er sich. Der Kopf schmerzte ihm entsetzlich [vom vielen Wein?], es kam Schwindel dazu und so schlummerte er endlich ein. Gegen Mittag stand er auf, sehr abgemattet, aber um vieles heiterer; und gefaßt genug, um Luise gänzlich die Ursache seiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er schalt sich je, länger je ernstlicher, über seine ausschweifende Empfindlichkeit und gab ihr allerhand gehäßige Nahmen. Viel lieber wollt' er sich der verkehrtesten Eigenliebe als seine Henriette einer Sünde gegen die Freundschaft [richtig: gegen die Liebe] schuldig finden. Es gelang ihm endlich, die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen [in der Realität: nach Wetzlar?] zurück, [um] sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen.

Bei seiner Ankunft [in Darmstadt Mitte November 1772] nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf die Unpäßlichkeit, wovon er überfallen worden, doch gestand er zuletzt, einer von seinen bösen Geistern wäre einmahl wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte [des Bleibens] gefunden.

Die Freude [Wolfgang Goethes], seine Allwina [Lila], seine Henriette [Urania] wiederzusehen [nach dreieinhalbmonatiger Abstinenz], war ihm noch keinmahl so warm durch Herz und Adern gelaufen. Es kam ihm vor, als nähm' er zum ersten Mal wahr, daß er so sehr geliebt sey. Tief in seyn Innerstes gieng das sanfte Forschen seiner Freundin [Urania] mit Blicken und Liebkosungen: - ob etwas seine Glückseligkeit störe? Ob sie's nicht von ihm nehmen könne? Für ihr Glück, für ihr Leben, für den Tod ihrer Seele? Woldemar ertrug's kaum. Der Zustand, worinn er sich zu B. [hier ist wohl mit „B.“ Wetzlar gemeint], schien ihm itzt zu Pappelwiesen [richtig: zu Homburg] so thöricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meinte. Wär' es nicht um Luise [Merck] gewesen, er hätte alles entdeckt.

Er [Wolfgang Goethe] warf sich seiner Freundin [Urania] in die Arme: „Engel!“ rief er mit beklemmender Stimme. „Wie Du mich liebst! - Ich verdien' es nicht; ich habe kein Herz [nicht Herz genug], das zu [be-]lohnem.“

Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann, auf eine unangenehme Weise, der Gedanke an Henriettes Gelübde - an das Geheimniß zwischen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

Sie verließen erst im November das Land. [In der Realität: Mitte November 1772 waren die Empfindsamen, war die „Gemeinschaft der Heiligen“ wieder [fast, außer Lila?] vollzählig in Darmstadt versammelt.] Von Allwinas [Lilas] Verheyrathung [freie Erfindung F. H. Jacobis] war zu B. nicht das mindeste rüchbar geworden. Die Frage war dort schon lange gewesen, lange vor Hornichs Tod, welche von beiden, ob Allwina oder Henriette, Woldemars Gattin werden würde.

[Anmerkung: In der „Gemeinschaft der Heiligen“ war man sehr erstaunt, als langsam das Gerücht von Uranias Schwangerschaft durchsickerte, und daß Goethe ihr Geliebter sei. Zumindest Caroline Flachsland dürfte sehr erstaunt gewesen seyn, da sie im Glauben war, Goethe würde Lila den Vorzug geben. Daß Lila Heinrich Mercks Geliebte war, wußte Caroline demnach auch nicht.]

Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut sey; und so konnten die guten Leute bis dahin andere Sachen sich angelegen seyn laßen. Sie geriethen außer sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie itzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden, Allwina [richtig: Henriette von Roussillon] sey nicht erst die Braut, sie sey wirklich seit sechs Monathen schon mit Woldemar vermählt [richtig: von Wolfgang Goethe schwanger].- Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen seyn! Es mußte etwas dahinter stecken, und nun hatten sie keine Ruhe, bis sie das Wahrscheinlichste nach ihrem Begriff herausgebracht [hatten].

[Kommentar: Dies ist eine [von mehreren] versteckten Andeutungen einer unehelichen Schwangerschaft Henriettes. „Sie, geriethen außer sich vor Bestürzung, die guten Leute [die Verwandten Uranias] da sie itzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden, Henriette von Roussillon sey nicht erst die Braut, sie sey wirklich schon seit sechs Monathen Goethes Geliebte und sogar von ihm schwanger. Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen seyn.“]

Man kann sich die Vermutungen, die da zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer[lich] genug denken. Am ärgsten wurde Henriette [von Roussillon] mißhandelt. Nicht, daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern, weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Weg lag. Selten haben, auch die schlimmsten Verläumdungen, eine andere Quelle; es ist nur, daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes urtheilen, daß sie [nicht?] ihre eigentliche Meinung entdecken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß unsere Henriette [von Roussillon] den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Kot [ge]treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemar [Wolfgang Goethe] wurde auf die schnödeste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan.

[Ohnmächtiger und schmerzvoller Ausruf Goethes:]

„Ich habe sie gesammelt in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels [Urania]. Und ich zitterte, daß eine von den meinigen sich darunter mischen möchte. - Sollt' ich sie ausgießen, vor einer Menge voll Unreiner, die ich nicht wert hielte, nur die meinigen zu sehen? - Euch sollt' ich mit keuscher, jungfräulicher Träne, mit der Weihe der Unschuld besprengen?“

Feig' war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Henriette [von Roussillon] blieb dieselbige in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen. Aber in dem Grade vermochte sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen und sie wäre lange kein so herrliches Geschöpf gewesen, wenn sie das gekonnt hätte, daß ihr dabey, [aber] nicht sehr oft, die verkehrten Urtheile der Leute [über ihre uneheliche Schwangerschaft und ihren bürgerlichen Geliebten] vorgeschwebt und ihr einen Schauer durch's Blut gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz ward dadurch vergrößert, und unvermerkt schlich sich einiger Unwille gegen sie selbst, und ihm nach [nachfolgend] einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar [Wolfgang Goethe] hatte von allen denen Verläumdungen, welche zu B. [Darmstadt] herumgeflüstert wurden, wenig erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt und von den Andern zu sehr gefürchtet war. Jedermann wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchterlichen Grimm empfand, und daß seyn Hohn verzehrendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszuweichen, sich um ihrentwillen zu bequemen oder Wege der Klugheit einzuschlagen, das spie er an; in allen solchen Fällen war seine Seele lauter [reiner] Trotz. Ueberhaupt fühlte er seine Stärke und brauchte zu seinem Recht gerne Gewalt.

Was sich mit Henrietten zutrug, entgieng eine Zeitlang seiner Beobachtung; und als ihn endlich däuchte, er nähme etwas Verändertes an ihr wahr, besonders in Absicht seiner, suchte er sich's auf alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise [Merck] gemacht, äußerst schüchtern und gegen sich selber mißtrauischer als jemahls geworden. Aber eben das mußte seine Aufmerksamkeit, da sie einmahl gereizt war, nur in desto stärkeren Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er seine Freundin bald hie und bald da auf die Probe setzte. Verschiedene dieser Proben fielen so aus, daß seine Bemerkungen dadurch bestätigt schienen. „O, das wollt' er nicht! falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch! sie mußten es, beym Himmel, sie mußten!“ - Der Unglückliche [Wolfgang Goethe] stand am Abgrund der Verzweiflung und durfte nicht einmahl fürchten. „Keine Sorge! rief er schwindelnd, keine Sorge! Bey allem, was heilig ist, ich bin nur ein Thor! - Gott weiß, ich bin nur ein Thor - und es wird offenbar werden!“ - So drang er immer weiter voran, gieng unablässig hin und her in dem Nebel, der zwischen ihm und seiner

Freundinn aufgestiegen war - ob er nicht verschwände? Zuweilen, nah' bey [Urania], da schien er weg zu seyn; - einige Schritte davon, ach, da war er wieder! Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann, um des Drangs [Gefühls] loszuwerden, war alles eitel; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verschafte.

Schon vorher, nemlich seitdem er das Geheimniß von Henriettes Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit in seinen Umgang mit ihr [Urania] gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall außerordentlich erregt und in eine Art von Gärung gesetzt worden; und (wie einem, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze Wohlfart [sein ganzes Glück] trägt und bindet, in Gefahr schwebt) fühlte er itzt doppelt ihren Werth und all seine Liebe für sie. Da ergriff er [Wolfgang Goethe] sie [Urania] dann manchmahl und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme. - „Du bleibst mir doch, Henriette“, sagte er zu ihr - ich verliere Dich nie? - nicht wahr, ich verliere Dich nie? - Tausend Tode - eher als Dich missen! - O, Du weißt nicht, wie an Dir mir alles hängt. Wie an Dir mir so alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich Dich liebe!“

Henriette [von Roussillon] ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben.

Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer anderen Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage [seiner Liebe zu ihr und seiner zukünftigen Vaterschaft?] zuzuschreiben, welche alle Saiten seines Herzens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten Ton in vollem Klange anzugeben. Aber nun, ganz neulich, hatte sie angefangen etwas stutzig zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumahl bey dem Gemüthszustande, worinn wir sie erblickt haben [wegen ihrer Schwangerschaft?]. Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeiten desselben vermehren, und da sie je länger je zudringlicher wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette [von Roussillon] wußte nicht, wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemar [Wolfgang Goethe] weder Maaß noch Ende gewußt. Nicht der entfernteste Gedanke an dergleichen war ihr je in die Seele gekommen, und nun auf einmahl - Was? - Es ließ sich nicht ausdenken. - Schranken! - Grenzen! - Einer solchen Freundschaft! - Woldemars [Wolfgang Goethes] und Henriettens [Uranias] Freundschaft! - Grenzen? - Schranken? - Wie? Warum? Welche? - Sie glaubte von Sinnen zu kommen.

Sie fühlte - mit unendlichem Zagen, daß sie ihrem Woldemar [Wolfgang Goethe] sich offenbaren mußte. - Ja, sie wollte! - Aber in fürchterlichen Finsternissen lag ihr Entschluß. Da kam unversehens Gelegenheit und [ein günstiger] Augenblick, und drängte zur That.

Es war in Woldemars Hause [richtig: in Heinrich Mercks Haus?] auf einem Gastmahl. Henriette [von Roussillon] befand sich in der höchsten Spannung [aus Furcht vor Entdeckung ihrer Schwangerschaft], und kaum wollt' es [ihr Vorsatz mit Wolfgang Goethe zu sprechen] ihr gelingen, indem sie alle ihre Kräfte zusammengerafft hielt, die Bedrängnisse ihres Herzens zu verbergen. Woldemar [Wolfgang Goethe] fuhr zusammen von ihrem [merkwürdigen?] Anblick, suchte aber seine Befremdung durch einen desto

wärmeren Empfang unmerklich zu machen; aber starr sanken darauf [danach] seine Arme an ihr herab. Henriette fühlt‘ es und beyde überlief es kalt. Woldemar [Wolfgang Goethe] sah sie an - und wieder an - und wieder - bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen, abzulassen. - „Verloren! Verloren! schrie's in seiner Seele, verloren!“ - Er hatte sich umgekehrt und stand am entlegensten Fenster, seyn Gesicht an eine Scheibe geheftet, und sah gerade auf gen Himmel. Sein Bruder [Heinrich Merck] und Caroline [Flachsland], die zu ihm traten und sich nach seinem Befinden erkundigten, und seine Gäste, die nacheinander ankamen, erlaubten ihm nicht, in dieser Stellung zu verweilen. - Er hätte seyn Leben gewagt, um einige Minuten mit Henrietten allein zu seyn.

Henriette [von Roussillon] litt Todesangst. Auf einmahl gieng sie auf ihren Freund zu. „Lieber Woldemar [Wolfgang]“, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, „nicht wahr, wir haben etwas miteinander zu reden. Auf den Abend. Nur bis dahin, Lieber, sey ruhig!“ [Siehe 9. Analogon]

Diese Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche sie begleitete, erhellten Woldemars [Wolfgang] Gemüt auf einige Augenblicke. Aber kaum daß er recht zu Gedanken darüber gekommen war, so kehrte seine Unruhe desto unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung und Furcht trieben ihn bis zur Verwirrung umher. „Es war also richtig, Henriette hatte etwas auf dem Herzen; - etwas, das ihn angieng; - sie hatte er schon lange auf dem Herzen gehabt; schon so lange ihm verheimlicht, was konnte es seyn?“ - Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen Vorstellungen, daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geschah, sondern unablässig mit Forschen an Henriettes Augen, an ihren Mienen und Geberden hing. Henriette wurde äußerst verlegen; Woldemar [Wolfgang Goethe], der ihren Unmut beobachtete, desto verwirrter. Seine Zerstreung stieg auf's Höchste und nun begab sich alle Augenblicke etwas, das sie ihm selber auffallend machte. Er erschrak darüber und begann in der Angst allerley, um sich zu helfen. Er wurde laut, warf mit witzigen Einfällen um sich, unterbrach bald hie bald dort ein Gespräch; trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verschiedenen Weinen, und in weit größerer Menge als er gewohnt war. Diese gewaltsame Erheiterung, bey dem ganz entgegengesetzten Gemüthszustande, worinn er sich eigentlich befand, brachte ihn vollends aus aller Fassung. - Man gieng von Tische, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Phantasie glühte; - seyn Herz zerrann. - Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widersinn, der seyn Wesen von allen Seiten auseinander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, sah sich verstohlen nach ihm um. Von ohngefähr [zufällig], bey einer schnellen Wendung, begegnete seyn Auge einem solchen Blick; da flog er auf sie zu, faßte ihre Hand und stand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlassen wollte. Henriette erschrak bis zum Erblassen: - „Allwina [Lila] winkt mir“ - sagte sie [Urania] und sprang ihr [Lila] an die Seite.

Woldemar [Wolfgang Goethe] durchkreuzte einigemahl den Saal, dann kam er wieder geradezu auf Henriette [zu], zog sie beyseite: „Ich muß, sagte er, „ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit.“ - „Das kann nicht seyn“, erwiederte Henriette mit einem äußerst gefaßten Ton; „auf den Abend, sagt' ich Ihnen; dabey bleibts.“

Woldemar glaubte in ihrer Miene etwas von *Verachtung* wahrgenommen zu haben, und gieng mit zerrissenem Herzen davon. [Siehe 7. Analogon]

Der Rest des Tages war für beyde entsetzlich. Woldemar [Wolfgang Goethe] strengte sich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch seine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte; es dünkte ihr schon lange, alle Anwesenden seien heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. – Und - weiter hinaus - der Ausgang [ihrer Schwangerschaft?!] - das Ende [ihrer Liebe?!] Und ohne weiteres - an sich die bloße Sache - Woldemar [Wolfgang Goethe] und Henriette [von Roussillon] in solchem Zustand, in solcher Lage? - Mit Qualen der Hölle folterte Beyde dies in gleichem Maaß.

F. H. Jacobis >Woldemar< von Seite 24 bis 37 der Originalerstaufgabe von 1779

Ort des Briefschreibers: Umgebung von Homburg vor der Höh

Zeit: Ende Februar 1775 [einige Stellen des Briefes können bereits aus Weimar stammen]

V. Originalbrief [Brieffragment] Wolfgang Goethes an Heinrich Merck

Die Hälfte des Wegs [nach Homburg vor der Höh?] ist zurückgelegt [schrieb Woldemar [alias Wolfgang Goethe]]. Es war mir lieb, daß die Post nach B. [Darmstadt] erst heute abgieng, denn ich hätte schwerlich vermocht, eher an Dich zu schreiben. Mein Herz ist in einem wunderbaren Zustande. Als ich von G. [Frankfurt oder Darmstadt] abreiste, war ich wie außer mir. Ich saß in meinem Wagen und hörte das Rasseln über das Pflaster hin, und wußte kaum was es war.

Wir erreichten die Landstraße. Knall auf Knall des Schwagers Peitsche und die Pferde im Flug. Ich schlug die Augen auf, sah Hecke, Baum und Land an mir vorbeischwinden - an mir vorbeizurück. Ich streckte maschinenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am aufgehen. - G. war schon fern, aber noch deutlich genug zu unterscheiden; auch erreichte noch das Geläute von seinen Türmen mein Ohr, und zuweilen kam's mit einem Windstoß schnell im hellerem Klange - und wieder weg, wie der Laut eines tiefen Seufzers. Dazwischen wirbelten oben die Lerchen und klirrten die Pferde am Pferdegeschirr, und hallte das Treiben des Postknechts...

Unversehens gieng's um eine Hecke, eine Anhöhe hinunter. Alles, was da war, mir auf einmahl entrückt!

Ich stürzte zurück in den Wagen, preßte mein Gesicht aus allen Kräften zwischen die Lehnkissen, und meinte, das Herz würde mir die Brust entzwey schlagen ... Weg! So immer weg - einst weg von allem! - So scholl's dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los. - Und Du, Lieber! Du standest vor meiner Seele. Ich fühlte das: hin zu ihm, zu meinem Biederthal [Heinrich Merck]! - Aber ich weinte doch noch lange, weine noch heut'...

Bedenk', Lieber, ich war nun sechs Jahre zu G. ²; stand dort in manchem süßen Verhältnis; glaubte einst, ich würde wohl immer dort bleiben. Nun reiste ich weg und sah das alles vor mir untergehen. Ach, so bin ich: etwas vergehen zu sehen, wär' es noch so gering, zu fühlen, es ist damit zu Ende, es ist aus; bis zur Ohnmacht kann's mich bringen.

Nun geh' ich nach B., da werd' ich bleiben! - Sieh, davor schaudert mich wieder! - Ich bin erst neunundzwanzig Jahr' alt, und mag nur so wenig noch vom Leben. Was ich nun erhalte, ist die Erfüllung meiner Wünsche! - Ich werde glücklich seyn; endlich zufrieden - aber das muß ich nun auch seyn, muß, oder... Lieber! - Bester, Einziger, verzeih! Du wirst mich ja nicht mißverstehen. Wie könntest Du? Ist es doch Fülle der Wonne, was mich ängstiget!

Es war recht gut, daß ich mich hier einige Tage aufgehalten hatte; weniger, um mich von meinem Abschiede zu G. zu erholen, als auf Dein Wiedersehen mich vorzubereiten. Als ich die hiesige Gegend erreichte, diese Stadt erblickte, wo wir in verschiedenen Zeitpunkten so viele Tage miteinander zugebracht hatten - es ist nicht auszusprechen, wie mir ward! Beym Eintritt in die Krone [Hotel oder Gasthof] kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, [mir] mit Deinem Brief entgegen. Er war noch der alte, und so alles im Haus noch beim alten. Die Leute hatten eine gewaltige Herrlichkeit mich wiederzusehen. Das Geräusch ihrer Freude stillte auf eine angenehme Weise meine Phantasie. Es dauerte an eine Stunde, bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz geriet gleich bey den ersten Zeilen in so starke Bewegung, daß ich ihn wieder einstecken mußte. Ich gieng hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor sieben Jahren hatten wir ebenso schöne Februartage; und Du warst mit mir hier.

Weißt Du, wie wir über die Höhe giengen; an der Seite [von] weit her, den Fluß schlängeln sahen, so schön blau zwischen den sonnigen Ufern! Wir schlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erwinnere Dich, wie wir hinanstiegen; bey jeder sich öffnenden Aussicht weilten, aber ungeduldig; dann mit schnellerem Schritt strebten, die herrliche Gegend immer weiter vor uns auszudehnen; atemlos endlich hinaufkamen, da standen - auf der nackten Felsenglätte ... Damahls dacht' ich weiter nichts dabey; jetzt bey der Wiedererinnerung fiel mir's auf. Wir blieben eine Weile oben, im Genuß der erstrebten Ferne; merkten voll Entzücken nicht auf die öde Stelle, die ihn uns verlieh. Doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab gieng's den steilen Pfad, und wir suchten über Aecker und Wiesen den Weg zum Thal unserer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da setzten wir uns hin und

² Richtig: 6 Monate zu G., alias Darmstadt?

ruhten aus. Ich wüßte nicht, daß ich [jemals] einen Frühling [wie der des Jahres 1772?] so empfunden hätte. Von seinem lieblichen Hauch schien die Erde sichtbar sich zu öffnen, schien zu beben vor Wonne, daß sie das erste Grün hervorgebracht. Hecken und Bäume, noch ohne Blatt, aber wie herrlich überglänzt vom Durchschein ihrer Fülle, alle Zweige mit hochgeschwellten Knospen bedeckt. Da wünscht' ich mir nur so lange zu leben, bis die Knospen aufbrächen, bis der Segen sich löste, nur bis zum nahen May. Ich sagte Dir das, und es drang in Dich; uns wurde so wohl ...

Diese Unbefangenheit, diese heiligen Gefühle suchte ich jetzt wieder; und fand sie im Eichental. Ich lagerte mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief ... Wie mir dabey geschah? Wenn ich das sagen könnte, so wär's des Sagens nicht wert. - Bey einem sonderbaren Schauer, der mich durchfuhr, war's mir, es sey ein Kuß von Dir, den mir vielleicht Dein Engel brächte. - Ich flehte zu dem meinigen, daß er Dir auch einen Kuß von mir bringen möchte. Du schlummerst wohl noch in dieser Frühstunde. O, daß er Dir erschiene ...

Eben las ich Deinen Brief noch einmahl. Die Stelle ist mir tief in die Seele gegangen, wo Du sagst: „Ich fühlte mich bisher in meinem schönen Familienkreis so glücklich, und glaubte bey dem immerwährenden Verlangen, Dich hier [in Darmstadt] zu sehen, hauptsächlich nur den Wunsch zu haben, daß es Dir ebenso gut werden möchte als mir. Welche Täuschung! Jetzt empfind' ich klar, daß es vielmehr nur die Absicht war, Dich hier an mich zu ketten, warum ich meine Lage so beneidenswertig fand. Ich habe deß' keinen Hehl, habe es Dorenburgen [Leuchsenring] und meinen anderen Lieben offenbart, und sie tadeln mich nicht. Nach allem, was ich ihnen von Dir erzählt, nach allen Deinen Briefen ...“

Aber was mach' ich, daß ich dies hier abschreibe? - O, du Bester, o, ihr Teuren, Trefflichen alle - um Gottes willen! Hofft doch nicht so viel von mir. Ach, ich bin der Mensch nicht, auf den man ein Glück bauen kann. - Mich, den das Schicksal mit eisernem Arm regiert, den es so von Kindesbeinen an umher trieb... Hast Du das denn ganz vergessen, Biederthal [Heinrich Merck]? Vergessen den Gram, den Kummer, die Noth, worinn ich Dich so häufig setzte? Und wie ich mehrmahls Deinen zarten, treuen, edlen Busen verließ, um mein Herz an Felsen zu zermalmen, seine Wärme Dir entzog, um damit über Basilisken zu brüten?

Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das ist wahr; und wenn Du mich brauchtest, war ich nicht fern, war Dir immer daheim; besann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte nie, was es gälte, nichts oder alles; aber was ist das, was ist all mein Tun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten, gegen Dein Schonen, Dein Dulden? Du hast doch kein einzig' Mal über mich gemurrt; nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet; hieltest standhaft Deinen Blick auf mein besseres Selbst geheftet; dachtest nie von ferne nur, daß

ich die Brudertreue verletzen, den Bund unserer Freundschaft brechen könnte. - Engel! - Und so muß es gehen, wenn Liebe zu Freundschaft emporkommen soll. Lieben, bis zur Leidenschaft, kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden, das ist ein ander Ding. Da muß man erst oft und lang in dringende Angelegenheiten miteinander verwickelt seyn, sich vielfältig aneinander erproben, bis gegenseitig Wesen und Taten zu einem unauflöslchen Gewebe sich ineinander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entsteht, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß, weder woher noch wohin.

Du wirst mich verändert finden, lieber Biederthal [Heinrich Merck]. Soviel ich konnte, hab' ich Dir von allem, was mit mir vorgegangen, Rechenschaft gegeben; aber was ist's mit dem Schreiben? Ich habe während der sechs Jahre, die wir voneinander sind, viele Erfahrungen gemacht. Von Eitelkeit wirst Du wenig Spuren mehr an mir finden. Ueberhaupt werd' ich Dir etwas kälter vorkommen. Ich denke anders, ich bin anders gesinnt über verschiedene Dinge. Ueber den Menschen insbesondere haben sich meine Ideen ziemlich festgesetzt, und ich habe theils einen viel höhern, theils einen viel geringern Begriff von seiner Natur als ehemahls. Es kann nichts so Schönes, so Großes gedichtet werden, das nicht in ihm läge, das man auch nicht hie und da himmelrein aus ihm hervorgehen sähe; nur ist er in all seinem Tun, ach, so beschränkt, so endlich, so wandelbar. Und dann ist wieder seyn Vermögen dennoch zu groß, seine Sphäre zu ausgebreitet, als daß er alle seine Kräfte zugleich gegenwärtig haben, und alles, was er vermag, auf einmahl lebendig in sich darstellen könnte: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes ... Seitdem ich dies anschauend erkenne, bin ich viel gelassener, viel stiller; ich hoffe weniger, und suche mehr zu genießen. Da wäre ja wohl Gewinn! - Aber ich kann es hierin noch nicht weit genug mit mir bringen. Da bey mir alles tiefer einzugehen und länger zu haften scheint, als bey andern, so muß mein Herz auch mehr ahnden, und da kommt dann unversehens wieder ein Wunsch, eine Hoffnung zum Vorschein, die unterdrückt werden muß ... So wand'le ich immer weiter ins Leben hinein; betroffen, immer stiller und leiser, und läch'le beym wiegenden Tritte mich an.

Mein Brief ist lang geworden. Ich mußte wohl schreiben! Vor künftigem Freitag kann ich nicht hier weg. Den 8ten März bin ich bey Dir, also in zehn Tagen. Wie ich mich nach Deinem Anblick sehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! Und doch zitr' ich vor dem Moment, da mein Auge Dich erreichen wird. O, daß ich gleich in Deinen Armen wäre, säh' und hörte schon nicht mehr! Leb' wohl, Lieber! Ich schwebe in Deiner Gegenwart. Leb' wohl.

Woldemar [Wolfgang Goethe]

Von Seite 182 bis zum Ende des Romans beziehen sich die realen Ereignisse nicht mehr auf Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. Ich fand gewichtige Indizien, daß F. H. Jacobi zuletzt auch noch Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein karikierte.

Analogismen

1. *Analogon*: Vergleiche dazu den Brief Caroline Flachslands an Gottfried Herder [107. Brief] vom 8. May 1772:

... Wenn Goethe von Adel wäre, so wollte ich, daß er sie [Lila] vom Hof [zu Homburg vor der Höh] wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird - aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch und sie wären sich beyde wert ...

Kommentar: Jede der drei empfindsamen jungen Frauen war von Wolfgang Goethe begeistert; und auch jede hätte ihrer Freundin anscheinend Wolfgang Goethe gegönnt.

2. *Analogon*: Vergleiche dazu Goethes Jugendwerk >Erwin und Elmire< [in der Erstfassung], WA I.38:

„... Aber daß ich *arm* bin, war ich verachtet...“

Kommentar: „Arm“ war Goethe gewiß nicht, doch er war nicht von Adel. „Arm“ ist in Goethes Werk ein Synonym für „nichtadelig“

3. *Analogon*: In den tagebuchartigen Aufzeichnungen der Großen Landgräfin [Caroline von Hessen - Darmstadt] erfahren wir einiges über die Krankheit [die Wassersucht] der Freiin von Pretlack [gefunden im Staatsarchiv Darmstadt]:

am 15.10.1772: ... Die Generalin von Pretlack beweint sie [die Wartensleben]. Sie [die Freiin von Pretlack] ist gestern morgen von *Cleve* zurückgekommen, ohne das Ende ihres Rechtsstreits zu sehen.

am 03.11.1772: ... Der Pretlack geht es sehr schlecht

am 04.11.1772: ... Der Pretlack geht es schlecht; sie hat einen verdorbenen Magen. Aber die Generalin [die Pretlack] beunruhigt mich. Sie ist vorgestern nach *Crumbach* [nicht weit von Darmstadt] gefahren; aber hat in der Nacht danach ein beständiges Fieber bekommen.

am 05.11.1772: ... Leuchsenring [der Arzt und Bruder F. M. Leuchsenrings] findet die gute Generalin in sehr schlechter Verfassung.

am 06.11.1772: ... Die Ravanel ist abgefahren, um der guten Generalin in Crumbach zu helfen. *Wenn sie sterben muß*, und wenn sie den Wunsch hat, mich nochmahls zu sprechen, wird die Ravanel es mir mittheilen, und ich werde nach Crumbach fahren. Ich schulde dies der Generalin [von Pretlack] für alle ihre Zuneigung für mich.

am 07.11.1772: ... Der Generalin geht es weniger schlecht.

am 08.11.1772: ... Leuchsenring [der Arzt und Bruder F. M. Leuchsenrings] hofft, die gute Generalin zu retten, aber er befürchtet einen Ausschlag.

In einem Brief vom 15.02.1773 berichtete die Große Landgräfin:

... Die Pretlack hat *ein brandiges Bein* voller Geschwüre; sie lebt noch kümmerlich; das andere Bein beginnt auch brandig zu werden. Sie hatte heute morgen Todesangst und ließ mir sagen, daß es ihr nun besser geht. Gott möge einen vor einem solchen Zustand und vor einem solchen Tod bewahren.

4. *Analogon*: Vergleiche dazu den Brief Lilas [Louise von Zieglers] an Heinrich Merck vom 20. September 1773 [abgedruckt in meinem Buch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon<]:

„Ich war lange an dem schönen *Wasserfall*, wo sie [die empfindsamen Freunde Wolfgang Goethe und Urania] alle ganz entzückt waren ...“

Kommentar: Im landgräflichen Park von Homburg vor der Höh, im sogenannten „*tempe*“ des Landgrafen, befand sich offensichtlich *ein [kleiner] Wasserfall*, an welchem Lila, Urania, Wolfgang Goethe und Heinrich Merck oft saßen und [sie] „alle ganz entzückt waren“, vor allem an heißen Sommertagen.

5. *Analogon*: Hier drängt sich mir Goethes Gedicht >Elysium - An Uranien< auf: [Vom Verfasser rekonstruierte Fassung]

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Seh ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels,
Öde Gestade;
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Urania an meiner Hand,
Seh mich Schüchternen
Ihre Hände fassen,
Bittend blicken,
Ihre Hände küssen -
Unsere Augen sich begegnen,
Auf mich blicken seh ich [Urania],
Werfe den hoffenden Blick
Auf *Urania*; sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke -
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium.

Ach, warum nur Elysium!

6. *Analogon*: Es war zu damaliger Zeit unmöglich, Goethe nachzuweisen, daß er Urania geschwängert habe. Seine Zeitgenossen vermuteten es, Goethe gestand es, mehr oder weniger offen, dem einen oder anderen Freund sogar ein, aber keiner vermochte den absoluten Beweis dafür zu erbringen. Dies war Goethes Glück, denn wer keinen Beweis liefern konnte, durfte Goethe auch nicht öffentlich beschuldigen. Deswegen durfte F. H. Jacobi in seinen „Werken“ nicht ausschließlich von Goethes wirklichem Leben Gebrauch machen, sondern mußte kleinere Veränderungen anbringen.

7. *Analogon*: Vergleiche dazu wiederum Goethes Jugendwerk >Erwin und Elmire< [in der Erstfassung], WA I.38:

„... *anscheinende [scheinbare] Verachtung* ...“ war es, was Goethe unzweifelhaft bewog, anfangs August 1772 nach Wetzlar zurückzukehren und der Geliebten mit Selbstmordabsichten zu drohen, falls sie ihm ihre Hand verweigern sollte.

8. *Analogon*: Vergleiche damit den Brief Caroline Flachslands an Gottfried Herder:
„... sie [Lila] *hüpfte* vor Freude ...“

9. *Analogon*: Vergleiche damit Goethes >Werther<:

Gestern als ich weggieng, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: Adieu, lieber Werther [Adieu, lieber Wolfgang]! Lieber Werther [Lieber Wolfgang]! Es war das erste Mal [nach dem düstern Zwischenraum], daß sie mich „Lieber“ hieß [nannte], und mir gieng's durch Mark und Bein. Ich hab mir's hundertmahl wiederholt und gestern nacht, da ich in's Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerley schwatzte, sag ich so auf einmahl „gute Nacht, lieber Werther [lieber Wolfgang]! Und mußte hernach selbst über mich lachen.

10. *Analogon*: Versteckte Andeutungen im Roman >Woldemar<, die sich auf ein erotisches Verhältnis und auf eine Schwangerschaft Henriettes beziehen [Seitenzahlen nach der Originalerstaufflage von 1779]:

Seite 87 : ...Als wir einem Wäldchen, auf einem Hügel gelegen und schön wie ein Paradies, vorbeikamen, wünschte ich uns in den Stand der Unschuld. Nun ließen wir's linker Hand liegen...

Seite 111: ... Die Vermählung [gemeint ist der Koitus] wurde nicht lange verschoben; aber man hielt sie, aus Familienursachen, äußerst geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekanntgemacht werden...

Seite 114: [Henriette bekennt im Roman] ... „Denn“, sagte sie, „was hab' ich aufgeopfert? War wohl ein widersprechendes Verlangen in meinem Herzen, das ich unterdrücken mußte? Hab' ich nicht meine eigenen Wünsche befriedigt - alle meine Wünsche? - Das hab' ich gethan; ich habe von ganzer Seele geliebt, was ich von ganzer Seele liebte. - Gethan, was ich nicht laßen konnte. - Und dafür - Dank? - Und dennoch

fühl' ich, daß ich den Unsinn nicht aus ihnen [den Köpfen der Menschen] vertilgen werde, und daß ich ihn sogar in mir selber mittlerweile gut heißen muß.“ [Analogon in den „Nachtwachen“: der Unsinn war im Steigen, denn sie war schwanger.]

Seite 168: Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer [nach der Tod der Freiin von Pretlack] erfahren, daß Henriette die Braut sey; und so konnten die guten Leute bis dahin andere Sachen sich angelegen seyn laßen. Sie geriethen außer sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie itzt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden: Allwina [richtig: Henriette] sey nicht erst die Braut, sie sey wirklich seit sechs Monathen schon mit Woldemar vermählt [in der Realität: Henriette war im November 1772 bereits im sechsten Monat schwanger]. - Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen seyn!

Seite 169: ... Man kann sich die Vermutungen, die da zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgsten wurde Henriette [von Roussillon] mißhandelt; nicht, daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Wege lag. Selten haben, auch die schlimmsten Verläumdungen, eine andere Quelle ...

Seite 170: ... Auf diese Weise geschah es, daß unsere Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Kot getreten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemarn wurde auf die schnödeste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan...

[Schmerzvoller, ohnmächtiger Ausruf Goethes:]

„Ich habe sie gesammelt in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels [Henriette], und ich zitterte, daß Eine von den meinigen sich darunter mischen möchte: - sollt' ich sie ausgießen - vor einer Menge voll Unreiner, die ich nicht werth hielte nur die meinigen zu sehen; - Euch sollt' ich mit keuscher jungfräulicher Träne - mit der Weihe der Unschuld besprengen!“

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Henriette [von Roussillon] blieb dieselbige in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen: aber in dem Grade vermochte sie ihre Einbildung nicht zu beherrschen [und sie wäre lange kein so herrliches Geschöpf gewesen, wenn sie das gekonnt hätte], daß ihr dabey nicht sehr oft die verkehrten Urtheile der Leute vorgeschwebt und ihr einen Schauer durch's Blut gejagt hätte. Ihr geheimer Schmerz ward dadurch vergrößert, und unvermerkt schlich sich einiger Unwille gegen sie selbst, und ihm nach [noch] einige Bitterkeit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin den reinsten Frieden genossen hatte.

Seite 181 und 182: ... Henriette [von Roussillon] zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte; es däuchte ihr schon lange, alle Anwesenden seien heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. - Und - weiter hinaus - der Ausgang! - das Ende! - und ohne weiteres - an sich die bloße Sache - Woldemar und Henriette in solchem Zustand, in solcher Lage? - Mit Qualen der Hölle folterte beyde dies in gleichem Maaße.

II. Teil

Friedrich Heinrich Jacobis Briefroman

> ALLWILL <

alias

WOLFGANG GOETHE

Nach der dreiteiligen Ausgabe in Wielands

>Merkur< vom April, Juni und Dezember 1776

Vorwort

Im Briefroman >Allwill< ist die Zuordnung der fiktiven Personen zu Personen der Realität [Goethe und seinen empfindsamen Freunden] nicht so eindeutig und klar, wie im Roman >Woldemar<. F. H. Jacobi verwendete für eine reale Person mehrere Namen. In den meisten Fällen dürfte diese Zuordnung stimmen:

Briefroman >Allwill<		Realität
Eduard Allwill		
Sylli		
der kleine Heinrich	alias	Wolfgang Goethe
Heinrich		
der große Heinrich		
Clerdon	alias	Heinrich Merck
Clemens von Wallberg		
Clärchen		
Clerdon	alias	F. H. Jacobi
Amalia	alias	Jacobis Ehefrau
	und alias	Mercks Ehefrau
zwei Schwestern	alias	Jacobis Schwestern
Sophie	alias	Cornelia Goethe, Sophie genannt
der Major	alias	Goethes Vater

>Eduard Allwills Papiere<- 1. Teil

>Allwill< von Seite 19 bis Seite 49

Sylli an Clerdon, den 6ten März [1774]

[Wolfgang Goethe an F. H. Jacobi]

Ja, mein Freund, noch alle Tage wird es öder um mich herum, und so setzt sich denn die sonderbare Gemütsstimmung, die Sie an mir tadeln, und wofür Sie keinen Nahmen wissen, immer fester. Ich soll Ihnen nennen, was es sey, das weder Milzsucht, Trübsinn, Menschenhaß oder Menschenverachtung noch sonst etwas ist, das sich aus Romanen oder Schauspielen bedeuten [herleiten] ließe, das aber mein Herz zugleich so warm und so kalt macht, meine Seele so offen und zugeschlossen. Lieber Clerdon, vielleicht ein andermahl, diesmahl hören Sie, was mir gestern begegnete.

Ich geriet auf einige Stunden lang an das Bett einer Sterbenden. Sie war eine gute Bekannte von meiner Tante Moßel; mich gieng sie weiter nichts an, stand mit meiner eigentlichen Person nicht in dem mindesten Verhältnis [zu ihr]; ein alltägliches Geschöpf, sehr dumpfen Sinnes, aber ohne alles Arge. Ihre Leiden auf dem Sterbebett waren groß. Man hatte zu ihrer Genesung eine der schrecklichsten Operationen versucht. Das alles stand sie gelassen aus, es war die Fassung ihres Temperaments, schlichte Fortsetzung ihres Lebens bis ans Ende. Vier Stiefkinder [eigene hatte sie nie] standen um ihr Bett; näher ihr Mann, der es bloß Gewinns und Gewerbs halber geworden war. Alle weinten und schluchzten recht ernstlich; gewiß, Clerdon [F. H. Jacobi], ihre Trauer gieng von Herzen. Aber im Grunde, was war's? Etwa ein wenig Reue, ein wenig Erkenntlichkeit, armseelige Scheu vor der Befremdung, wenn sie jetzt nicht mehr da seyn würde, Bangen vor dem Bild des Todes. - O wie gleicht doch alles einander so widerlich. Ich saß da, ganz kalt; körperlich gepeinigt von den körperlichen Leiden der Kranken; konnte sonst mit niemandem sympathisieren.

Itzt kam der Geistliche hinzu, und begann seyn Geschäfte. Ich versichere Ihnen, die gute Frau zagte nicht der Zukunft wegen, hatte nicht die mindeste Seelenangst; nur das Dahinsterben ihrer Kräfte, die Lebensermattung preßte ihr manches Ach aus der Brust; und da kam jedesmahl ein Zuruf, ein Spruch, ein Vers aus einem Liede, das dann nur die ohnmächtigen Organe zu einem marternden Gebrauche wieder auffing [richtig: anfangen?], die milde Hand des Todes bewaffnete und der Seele wehrte, still und sanft von dannen zu scheiden. - O des Wusts von Welt!

Heute nun ist der Verstorbenen wegen ein Klagen, ein Weinen, auch hier bey meiner Tante, daß einem um Trost bange wäre, der nicht wüßte, daß unter allen diesen Hochbetrübteten keiner ist, der die Gattin, Mutter, Freundinn bey ihrem Leben nicht immer ganz entbehren konnte. Und nun ich, welcher [richtig: welchem] dies alles so klar vorschwebt, mitten unter diesem Haufen, ganz ohne Theilnehmung; aber ach! Im Innersten meines Wesens erschüttert, von unerträglichen Gedanken. - Du mit den vielen Nahmen, das die Menschen alle zueinander zerrt, durcheinander schlingt, was bist du? Quell und Strom und Meer der Gesellschaft. Woher? Und wohin?...

Ich sehe die finstere Höhle und den großen Kessel, worinn Macbeth' Hexen allerhand Stücke von Thier und Mensch, Froschzehen, Wolfszahn, Fledermaushaar, Judenleber, Türkennase, Tartarlippe und wieviel andere Dinge sammeln, um das Werk ohne Nahmen zu bereiten; kochen und kochen am Zauberwesen, bis aus dem Gemenge die Phantome all hervorgehen:

Erscheinen, erscheinen, erscheinen,
Kommen wie Schatten und verschwinden wieder ...

Und dazu dann den grotesken Rundetanz, und die herrliche Musik, und die bezauberte Luft, die ganze, beste, vollständigste Lustbarkeit!

Doch so abenteuerlich, mitunter so fürchterlich, ist's lange nicht. Ich muß des Grausens lachen, das mich anstieß. Nein, guter Clerdon, nein, nur eine eine bunte, hölzerne Jahrmarktspuppe; Rumpf und Rock aus einem Klötzchen, Arme, Füße, Kopf daran geleimt, und ein Brettchen darunter, daß es stehe: ist denn das ein Gespenst?

Sylli an Clerdon, den 7ten März [1774]
[Wolfgang Goethe an Merck]

Ich war heute lange vor Tag' aus dem Bette. Ein sonderbar schönes Licht, das immer heller mich umgab, trieb mich aus meinem Cabinet in das Zimmer gegen Morgen, welches die weite Aussicht nach dem kleinen Gebirge hat. Ich fuhr zusammen von dem Anblick und blieb unbeweglich am Eingang des Gemachs. Was mich fesselte, war die große Stille bey all dem Glanz, bey all dem Werden am weiten Himmel; unüberschauliche, unaufhörliche Verwandlungen, und doch kein sichtbarer Wechsel, keine Bewegung. Aber itzt trat die Sonne näher, und fuhr auf einmahl hinter den Hügeln herauf, daß ich davon mit in die Höhe fuhr. - Clerdon, es waren seelige Augenblicke. Und sehen Sie, wie dieser Sonnenaufgang, so war der ganze heutige Tag; Frühlingsanbeginn, Anbruch des Jahrs, erster Lichtstrahl einer viel größeren Schöpfung als die Schöpfung eines einzelnen Tages. Ich mußte heraus aus dem Gemäuer in die offene Welt. Sophie

[Cornelia Goethe?], die ich gerufen hatte, begleitete mich. Welch ein Spaziergang! Der Himmel war so rein, die Luft so sanft, die ganze Erde wie ein lächelndes Angesicht, voll Trost und Verheißung, Unschuld und Fülle des Herzens. Dies alles konnte ich jetzt wunderbar auffassen, meine Blicke waren milde, segnend; und so ward ich unvermerkt wieder das gute, zuversichtliche Geschöpf, das nichts als Wonne über der Gotteswelt Schönheit und volle Hoffnung im Herzen hatte.

Ja, volle Hoffnung, bester Clerdon, ohne zu wissen, was ich hoffe; alles Gute, alles Schöne; und diese liebe Verworrenheit, diese Dämmerung war's eben, was mir so wohl machte; war's, daß kein Unglaube mich wachstören konnte.

Dieser Tag sollte recht genossen werden. Ich wollte unter freiem Himmel die Sonne auch untergehen sehen. Wir nahmen unsern Weg über die Wälle [der Stadt Frankfurt?]. Ich verweilt' an dem Orte, wo ich vor zwey Jahren im späten Herbst mit Ihnen [F. H. Jacobi?] stand, und Sie von der weiten, mannichfaltigen Aussicht so entzückt waren. „Säh' er sie itzt!“ Ein lieber Frühlingshauch wehte mich an, und [in Gedanken] stellte [ich] Sie neben mich. O wie war rund um uns herum alles so herrlich, so schön! Aber es ließ sich nicht lange so ansehen; ich begab mich weg. Nun kam ich an die Stelle, wo man den langen, breiten Weg um die Ecke nach Zielen [Fußnote: Die erste Post-Station nach C.] gerade vor sich sieht. - „Da kam ich her vor sechs Jahren; da kam vor zwey Jahren Clerdon [Jacobi] her, da geht seyn Weg hin. - Ach wann?“ Sie erinnern sich der Lage: eine unabsehbare Fläche; nichts, das Auge zu hemmen; der Weg ganz geradeaus, und so breit, und so eben; wie ich dadrüber hinrollen könnte! - Indem ließen sich nahebey, gleich hinter der Stadtmauer, zwey Instrumente hören. Es war eine Flöte und eine Harfe [siehe Goethes „Wilhelm Meister“], die ganz vortrefflich in meine Melodie einfielen, sie begleiteten und fortführten. Da ließ ich mich denn gehen, ließ mir's so werden, daß ich die Augen recht naß kriegte. Mein gutes Mädchen [richtig: Meine gute Schwester [Cornelia]] neben mir wartete alles mit Freundlichkeit ab. Auf mein Stöckchen gelehnt, blieb ich lange so da stehen, endlich lief ich hurtig mit ihr nach Haus und - gute Nacht, Clerdon [Jacobi], Amalia und Schwestern, gute Nacht!“

Sylli an Clerdon, den 8ten März [1774]
[Wolfgang Goethe an Heinrich Merck]

Ich habe Ihnen gestern und vorgestern geschrieben, I[ieber] C[lerdon]; doch muß ich Ihnen eben erhaltenen Brief auf der Stelle beantworten.

Wenn Sie wüßten, wie es mich ängstigt, daß Sie so viele Sorge, so vielen Kummer meinetwegen haben! Glaubt's doch, ihr guten Leute, glaubt's, daß ich lange nicht so übel d'ran bin, als ihr es euch vorstellt. Alles Schöne in der Natur, alles Gute ist mir ja schön und gut, wird's noch alle Tage mehr. Oder wißt ihr eine [richtig: einen], die [der] jeder menschliche Freude inniger kostet als eure Sylli [euren Wolfgang Goethe]? Und wie sollte ich nicht an Liebe glauben, ich, der [dem] die Brust so eng davon ist? Nur [Sieh nur] die Hyazinthe hier! Wie oft stand ich nicht vor ihr mit klopfendem Busen; sog an ihrem Wesen mit all meinem Sinn, bis es meine Nerven durchbebte, und ich die Schöne, Gute in mir lebendig hatte, und - nennt es Thorheit, Unsinn, Schwärmerey - und ich Gegenliebe von ihr fühlte! So pfleg' ich eines jeden Dinges, von welchem Wohltun unmittelbar ausgeht, es sey aus Gestalt oder Geist, Liebe, Harmonie, Gemälde, was es wolle; ich halte es an mich, leih ihm Herd und Feuer, ruhe nicht, bis seyn inneres Wesen, das Gute, Schöne, das Wohltun in mich strömt, Leben in mir empfangen hat und Liebe. Ach! Nichts soll untergehen, das mir Leben gab und Leben von mir nahm; wenigstens so lange soll es nicht untergehen, als ich selbst daure.

Nun bin ich hiermit freilich mancher Verletzung bloßgestellt, die ich ohne das nicht empfände. Alle die Dumpfheit, Geringschätzung, Flüchtigkeit der Menschen um mich her, und die noch ärgere Schmach ihrer vorüberrauschenden Entzückungen trifft mich, verwundet mich. So von allen Seiten angefochten, jedermanns Hand wider mich; ist doch meine Hand, ich schwör' es euch, wider keinen. Ich seh immer noch viel Liebes und Gutes an den Menschen. Da hab' ich hier einige rosenwangichte Mädchen, die mich durchaus erquicken, so oft ich sie sehe. Er wird einem unter ihnen, als wandele man zur Frühlingszeit in einem Blütenregen. So voll Mut, so voll Lust sind sie, daß sie Hilfe rufen müssen [müßten]. Da hangen sie dann an meinen Armen, an meinem Hals, entladen ihre Lippen und laßen in ihren schuldlosen Augen mich einen Zauber schöpfen, der mich alles vergessen macht. Mit einer Wonne drück' ich sie dann an mein Herz, fast als wenn's Liebe, dau'rende Liebe wäre. Und seht, gerade so treib' ich's mit hundert anderen Dingen; lasse alles gut seyn. Ich werfe nichts auf den Boden, trete nichts unter [auf?] die Füße, mag aber auch nichts aufspeichern, nichts von Menschengunst und -achtung. Seht, wenn mir' wohl einmahl wird, als sollte dergleichen dau'ren, als erwartete ich's, so überfällt mich doch gleich eine Schwermut, ein Zagen, daß ich vergehen möchte. Wie warm von außen mein Herz sich anfühlt, wie von sich scheinend es auch ist, so dünkt mich's alsdenn doch in der Tiefe kalt. Ja, das ist's, daß jede Anwendung von Vertrauen, von Freundschaft in meiner Seele zum Trauer- und Schreckensgedanken wird; daß ich's

gleich so hell vor mir habe, daß es nur Wiedererscheinung ist jener längst entwichenen Engelsingestalt [Urania], mit welcher ich ein Totengerippe in den Schoß nahm. Dann raschelt's mir von Neuem unter der Haut, und ich fühle die grinsende Furcht sich in meinem Busen regen.

Ach! Clerdon, Amalia, Schwestern, zürnt nicht über eure Sylli [euren Wolfgang Goethe]. Ihr wißt ja meine Geschichte zum Theil - und wenn ihr sie ganz wüßtet, euch das alles offenbar wäre, was hier tief und fest verschlossen liegt! - Aber redet, zeugt: ist es meine Schuld, daß es so mit mir geworden [ist]? War ich zaghaft, weichlich, dachte ich wohl darauf, mir Schmerz, Thränen zu ersparen; brachte ich je etwas in Anschlag, das nicht Liebe war? Voller Mut, voller Zutrauen, im Glauben unbeweglich, duldetet ich nicht alles, wagt' ich nicht alles, gab ich nicht alles d'ran, alles, alles? - Was half's? Nacheinander und miteinander muß' ich sie alle verdorren sehen, die Bäume und Lauben in den Gefilden meiner Jugend, und sinkend die Blumenbeete ihres Schattens verheeren!

[Kommentar: der letzte Satz bezieht sich eindeutig auf Wolfgang Goethes verlorenes Glück wegen des Kindbettods seiner Geliebten.]

O des unvergifteten Pfeils, der aus Freundeshand in euer Herz fährt; den er lächelnd darin umkehrt [umdreht], und voll Unschuld fragt, wie kann das schmerzen, er war ja nicht giftig?

Nicht diejenigen, die mit Grimm und böser Tücke mich von sich stießen, waren meine Verderber; die waren's, die ohne sichtbare Verletzung mich nur so da ließen; gleich einer zeitig [reif] gewordenen Frucht, die sich vom Zweige trennt, und mit ihrer Schwere davongeht. Hört, ich bin nicht vom Blitz zersplittert, nicht abgehauen; nur ausgesogen bin ich; habe noch Kron' und Blätter, und so mag denn der Stamm bleiben, bis auch diese einmahl verwelken und nicht wieder kommen.

Wenn ich nur meinen Augen wehren könnte, umherzuschauen, wüßte sie wohin abzuwenden, weg von dem traurigen Einerlei menschlichen Lugs und Trugs. Es ist ein wahrer Jammer, wieviel die Leute voneinander fordern, erwarten, hoffen, sich und ihren Brüdern zutrauen, wirklich zu geben und zu nehmen meinen. Jede Sonne bringt unsterbliche Liebe, unsterbliche Freundschaft auf die Welt; wer nur nicht weiß, daß auch mit jedem Tag ein Abend kommt, und was dreimahl geschehen wird, ehe der Hahn kräht. Am meisten dau'ren einen die guten Seelen, die, wenn sie einige Jahre zusammen fortgeschlendert, oder wohl gar von Kindesbeinen an ihr Tun miteinander getrieben hatten, und ihrer Sache recht gewiß zu seyn glauben, nur ein Schicksal, nur ein Grab sehen, allen Stürmen Trotz bieten; am Ende doch sich unversehens einander in den Grund segeln, oft,

der läppischsten, armseeligsten Grille wegen, gescheitert daliegen, ohne Rettung. Wohl ihnen, daß sie selten das Geheimniß ihres Schicksals verstehen.

Ich habe lange ein Bild alles menschlichen Tuns und Seins, unserer sogenannten Laufbahn, in der Seele; ein ärgerliches, aber richtiges Bild: den Gang im Kranen. Mit geschlossenem Auge rennt jeder vorwärts im Rad, freut sich der zurückgelegten Bahn, weiß so viel Thorheiten, so viel Jammer hinter sich, und merkt nicht, daß nah' an seinem Rücken alles das wieder emporsteigt, von neuem über seyn Haupt, vor seine Stirn und unter seine Tritte kommt. Ich mag hie[r]von nicht reden: denn wer's am hellsten einsieht, hat's nur um so viel besser, daß er in seinem Rad stille stehen bleibt, die anderen auslacht, oder beseufzt - und sich mit [auslacht oder beseufzt] - O, er ist weit am schlimmsten d'ran!

Wo ich hingeraten bin! - Das war mein Wille nicht; aber nun sey es mein Wille; denn was schadet's? Ihr wißt ja, was tausendmahl gesagt worden, daß jedweder seine Noth in Augenblicken, wo er mit seinem ganzen Daseyn in ihre Vorstellung übergeht, als die größte fühlen muß. Und so laßt euch dann nochmahls gesagt seyn, daß eure Sylli [euer Wolfgang Goethe] es im Grunde doch so schlimm nicht in der Welt hat. Glaubt mir, glaubt den Worten unsers lieben Primrose: "Die dunkelsten Gegenstände, je näher wir ihnen treten, erhellen sich mehr; und das Auge des Geistes bequemt sich nach der trüben Lage." Auch führt ja Clerdon [Jacobi] so oft die Verse im Munde:

„Kein Leiden ist so groß, ein Chor von stillen Freuden gesellt sich ihm mitleidig bey.“

Freilich wär' all dies Sagen nichts, wenn mein Herz von den Menschen los wäre; aber, gewiß, es hängt an ihnen mit seinen besten Nerven und Gefäßen. Kann doch niemand sich erwehren, die Kinder zu lieben, an denen wir sicher nicht mehr haben, und von denen wir nicht mehr erwarten, als ich von meinen Menschen. So einen kleinen, hübschen, muntern Jungen, wenn ihr den drückt und küßt und herzt, und ihn nicht laßen könnt; ist das wohl, daß ihr [an] den vortrefflichen Mann denkt, der vielleicht in ihm steckt? Nein, das bloße Kind zieht euch an, wie es in dem gegenwärtigen Augenblick vor euch leibt und lebt; weil es ist lieblich anzuschauen, süßen Mund, freundliche, blinkende Augen, hüpfende Glieder, Leib und Leben hat wie ihr, und seine Nerven mit den eurigen Triller schlagen. Ihr wißt, daß ihr seine Zuneigung mit Naschereien und Spiel erkaufte, und genießt sie nichts desto weniger mit herzlichem Wohlgefallen. Ihr trauert nicht, zürnt nicht, wenn ein anderer mit glänzenderen Geschenken oder höherem Tanz [Tant?] es von euch ablockt, und es euch dann nicht mehr mag, und euch bah schilt; oder wenn es geradezu eurer müde wird, weil ihr seine Laune nicht länger unterhalten, seine Begierden alle nicht erfüllen konntet. Ich erstaune, daß die Bemerkung, wir Erwachsene seien nur

ältere Kinder, mehrertheils, wo nicht immer, mit einer verachtenden, bittern Miene und zum Behuf der Lieblosigkeit angebracht worden; da sie mir der zuverlässigste Lebensbalsam zu seyn scheint. Und dann, ein wenig besser als Kinder sind wir, Mann und Weib, Jüngling und Braut, doch allemahl.

Ja! Helle Wonne ist es, so die Menschen zu lieben, ohne Eitelkeit, ohne Ansprüche, eben mit lauter Liebe. Da geht alles so gerad' und rein zum Herzen, und das Herz ist so mächtig. - O laßt, laßt mich nur schweben im Limbus, bis ich vollendet werde!

Clerdon an Sylli, den 8ten März [1774]

[Mehrere Briefe (Brieffragmente) Goethes, von Zeitgenossen und freie Erfindungen F. H. Jacobis durcheinander]

Liebste Sylli! Daß Sie so lange nicht schrieben! Wir alle zerbrechen uns die Köpfe darüber; die gute Amalia, die Nichtchen und ich, jeder nach seiner Weise. Aber nächsten Sonnabend kommt sicher ein Brief von Ihnen, denn ich weiß, Sie laßen meinen letzten keinen Tag unbeantwortet. In Fällen, die das Herz angehen, will ich alles Gute mit weit größerer Zuverlässigkeit von Ihnen, als von mir selbst, voraussagen; denn Sylli kann da nicht straucheln. Sie seufzen doch wohl nicht über meinen starken Glauben?

[ab hier Brieffragment eines Goethebriefes an F. H. Jacobi:]

Hier bey uns sollten Sie itzt seyn, liebste Sylli [richtig: Clerdon, alias Jacobi], daß wir Sie mit in unsere Reihen schlängen, den neuen Frühling zu umtanzen. Die unwiderstehliche Wonne des gestrigen Tages müssen auch Sie gefühlt haben. Mich hat sie ganz durchdrungen, gelagert sich in all mein Gebein. Mir ist wie einem Jüngling, der soeben aus eines frommen Mädchens Auge sich die Seele voll Liebe und Hoffnung getrunken hat; so froh und zugleich so heimlich ist mir's im Busen.

Früh mit dem Morgen gieng's an. Ich erwachte von der ersten sanftesten Dämmerung, fand mich aufgerichtet, wie von dem Arm eines Freundes, der mich zum unerwarteten Wiedersehen aus dem Schlummer küßte. Ich streckte meine Arme aus nach dem Liebenswürdigen; irrte ihm nach, und fand ihn, fand ihn - schaffend am Aufgange [schaffend am Sonnenaufgang] - . Wer an einer Musik für das Auge zweifelt, der hätte diese Morgenröte sehen sollen. Ein solcher Engelsgesang schwebte mir nie auf Tönen in die Seele. Doch was weiß ich, mit welchen Sinnen ich empfand, ich war außer mir. Gleich im ersten Moment, beym Erreichen der Gegenwart, überwandelte mich's, durchschauerte mich's; dann tiefer in der Brust ein Beben, immer tiefer und inniger; im geheimsten Busen auflösendes Beben, das den ganzen Erdensohn tötete. Tod, schöner,

himmlischer Jüngling! Des verwesenden Theils entladen, flog ich in seine Arme, sank in seinen Schoß, war bey ihm, war in ihm, in Ihm, der da ist, war und seyn wird; kostete Allmacht, Schöpfung, ewiges Bleiben in Liebe. - Ach, Sylli [richtig: Clerdon, alias Jacobi?], daß ich wieder zurückkehren, daß es Tag werden mußte!

Aber dennoch ein herrlicher Tag, wohl der schönste meines Lebens!

Mit dem ersten Blick der Sonne, der meine Augen auf die umher verbreitete herrliche Gegend sich niedersenken machte, und den von Erde Gebohrenen wieder erweckte, schoß mir lichtschnell durch die Seele ein Strafgedanke: welch ein sündlich Wesen es doch sey, diese herrliche Pracht Gottes so über Wall und Graben nur zu beschließen, nur etwa am Abend ein wenig daran vorbeig- oder hinterherzuschleichen, da doch nichts [mich] wehre, sich hineinzulagern in diese Herrlichkeit ganze Tage lang, sich anzukleiden über und über mit dieser Pracht Gottes, zu genießen das Seinige, den weiten offenen Himmel und die große offene Erde.

Ich raffte mich zusammen und zog hinaus in den vollen Sonnenglanz, wandelte und nahm Besitz von Acker, Wiese, Bach, Wald und Strom, Höh' und Tiefe, Himmel und Erde. Und als ich nun an den Hügel, mein Ziel, gelangte, hinankletterte, endlich droben stand in meinem ganzen Vermögen, und weit umherschaute: da hüpfte in meinem Blut, und pochte auf meine Brust, und trotzte in meinem Gebein, und schauerte in meinem Haar, jauchzte, klang und sang in allen meinen Nerven Liebe, Lust und Macht zu leben.

Was hier weiter mit mir vorgegangen und die vollständige Geschichte dieses Tages bekommen Sie, wenigstens heute, nicht. Ich ward in meiner Begeisterung durch einen Besuch von Eduard Allwill [richtig: Heinrich Merck?] unterbrochen. Er blieb mit uns zu Tische und nun bin ich zerstreut und in ganz veränderter Stimmung.

[freie Erfindung F. H. Jacobis:]

Nicht wahr, Sie erkundigten sich ja ohnlängst nach unserm Eduard? Geduld! meine Frau [Luise Merck?] soll Ihnen ausführlich von ihm erzählen. Seitdem Sie ihn sahen, hat er sich sehr ausgebildet, aber ein eben unbegreifliches Durcheinander von Mensch ist er noch immer.

[F. H. Jacobis Ansichten über Wolfgang Goethe:]

Nie habe ich eine solche Allgemeinheit des Gefühls gesehen, und das in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, wo sie nicht aus vielen Erfahrungen und Bemerkungen abgezogene, kalte, mangelhafte Erkenntnis, sondern nur unmittelbare Empfindung seyn

kann. Ein so schneller und fast gleich mächtiger Sinn für alles, muß eine wunderbare Mannigfaltigkeit seltsamer Erscheinungen hervorbringen. Dabey ein so glühendes, mutiges Herz, seine ganze Seele so offen, so lieb, kurz, für mich ist dieser Eduard [Allwill, alias Wolfgang Goethe] einer der interessantesten Gegenstände.

[F. H. Jacobi berichtet über Goethes Kindheit:]

Sein Vater [der kaiserliche Rat Goethe] erzählte jüngst von ihm, er wäre seit seinem dritten Jahr nie heil [völlig gesund?] gewesen, hätte immer ein paar Beulen am Kopf und Wunden überall gehabt. Man wird nicht müde, den guten Major [den guten Rat] von den seltsamen Streichen des Knaben erzählen zu hören; und wie er selbst und die Herren Präceptoren ihn eben für kein Kind guter Hoffnung gehalten, weil er, mit aller seiner Lebhaftigkeit, doch im Studieren sehr träge, und mit aller seiner Gutherzigkeit äußerst hartnäckig, ausgelassen, beißend und trotzig gewesen [wäre]. Für etwas schwach am Geist hielt man ihn, weil seine Kameraden ihn beständig überlisteten, ohne Mühe ihn zu allem beredeten und ihn alle Zechen bezahlen ließen. Ein größerer Held in der Freundschaft und Liebe ist nie gewesen, und verliebt bis zur Raserei war er schon in seinem neunten Jahr [in eine Spielgefährtin?]. Mir fallen eben ein paar Züge ein, die kurz und leicht zu erzählen sind. Gegen seyn sechstes Jahr hatte er sich in den Kopf gesetzt, seyn treues Schaukelpferd, genannt der Fuchs, würde lebendig werden, wenn er ihm eine lebendige Fliege beibringen könnte. Er quälte sich ohnermüdet [unermüdllich] mit den Zubereitungen zu seinem Versuch, der so leicht nicht angestellt werden konnte, weil die Schaukelmaschine nicht hohl war. Einst, als er sie sehr heftig in Bewegung [ins Schaukeln] brachte, so daß sie mit den vordersten Enden beständig auf den Boden stieß, ward er unverhofft inne, daß sie fortrutschte. Nun trieb er seyn Thier stärker an und gelangte ziemlich geschwinde mit ihm bis ans entgegengesetzte Ende des Gemachs. Seine Freude war ausgelassen. Kein Mensch vermochte ihm auszureden, daß seyn Fuchs zu leben anfangen, und für nichts in der Welt wäre er mehr von seiner Seite gewichen. Es ward Mittag und Eduard [Wolfgang] hatte keinen Hunger. Sein Vater ließ ihm sagen, wenigstens herunter zu kommen; aber so sehr er sonst den Major [den Rat] fürchtete, konnte er diesmal nicht gehorchen. Alle Leute im Haus, die schon im Geist ihren lieben Eduard [Wolfgang] bis aufs Blut [aus-] peitschen [leichte Übertreibung F. H. Jacobis] sahen, liefen hinauf, flehten, schmeichelten, verhießen [versprachen ihm etwas], drohten: alles war umsonst. Der Major [Rat Goethe], der schlechterdings gehorcht seyn wollte, befahl, den Knaben mit Gewalt herunter zu schleppen. Das geschah. Nachdem er weidlich ausgescholten worden, sollte er sich zu Tisch setzen; nein, er hatte keinen Hunger. Man drohte, man zwang; alles vergeblich: er sah nur seinen Fuchs und den Himmel offen. Da nun aber schlechterdings ihm der Kopf [der Trotz] gebrochen werden sollte, so blieb nichts übrig, als ihn tüchtig abzuprügeln und von seinem Fuchs zu

trennen, welches dann ohnverzüglich also ins Werk gerichtet ward, daß man ihn auf ein paar Stunden in ein finsternes Loch sperrte.

Einige Zeit nachher hatte er sich abends im Dunkeln auf ein hohes Gestell geschlichen, in der Absicht, einen großen Sprung zu versuchen, den er nach vielen Uebungen und Successen itzt glaubte wagen zu dürfen. Er sprang herzhaft zu, stürzte aber so gewaltig, daß man fürchtete, das Nasenbein wäre entzwei. Kleinigkeit! Aber am folgenden Tage vor dem Vater erscheinen! Alles in der Welt, nur das Ausschelten konnte der Junge nicht leiden. Man hatte es diesmahl leicht beym Major [Rat] dahin gebracht, daß er seinem Eduard [Wolfgang] alle Strafe und noch obendrein das zu Tische sitzen erlassen [hatte]. Nun aber sollte nach dem Essen der Junge denn doch vor ihm erscheinen und da entstand große Noth. Der schüchterne Starrkopf wollte durchaus nicht hinunter, bis seyn älterer Bruder Wilhelm, ein feiner, beredeter, doch aber grundguter Knabe, ihn unter den heiligsten Versicherungen, der Vater werde der zerquetschten Nase mit keiner Miene erwähnen, endlich dazu [zu überreden] vermochte. Große Mühe hatte es dennoch gekostet, weil Wilhelms Kunst Eduard [Wolfgang] schon in so manchen schlimmen Handel verwickelt hatte; *aber eine unversiegende Quelle von Glauben im Grunde seines Herzens überschwemmte immer bald seyn Gedächtnis*, so daß er auch noch von dieser Seite nicht weiser geworden und es wohl nie werden kann. Nun wanderte Eduard an des Bruders Hand zum Major [Rat Goethe], der ihn verheißener Maaßen ganz mild ansah, doch aber zu bemerken nicht unterließ, er würde ihm wohl müssen ein Nasenfutteral machen laßen. Rasch drehte sich mein Eduard [Wolfgang]: und zu Wilhelm: „Da, Lügner!“ mit einem so kräftigen Stoß, daß dieser vier Schritte weit rücklings in einen Sandtrog t[a]umelte. Der Major [Rat] entsetzte sich und warf den Täter [Sohn Wolfgang] als das verächtlichste Ungeheuer von sich.

Dergleichen begab sich alle Tage, aber Eduards [Wolgangs] Mut und guten Humor konnte von der Seite nichts beugen. Schwerlich hat ein Mensch mehr Schläge erlitten, denn nie wollte er sie durch willige Uebernehmung nur der kleinsten Schmach abkaufen, noch den Unwillen seiner Vorgesetzten [Erzieher] durch Thränen oder Flehen mildern. Er selbst erzählte mir neulich, daß er einst nah auf den Tod gezeißelt worden [wäre], da seyn Präceptor ihn durch sokratische Fragen zu dem Geständnis versucht [hätte], Prügel seinen Wohltaten, und er ihn immer durch verstellte Albernheit aus der Folge [aus dem Konzept] gebracht [habe]. Für seine Kameraden übernahm er mehrmahls Schuld und Strafe, nicht sowohl aus Freundschaftsenthusiasmus und Mitleid, als weil ihm vor ihrem Flehen und Heulen während der Execution unerträglich ekelte. Bey allem dem nicht ein Schatten von Keckheit; im Gegentheil so schüchtern, so demütig gegen jedermann, wovon er Gutes dachte; zugleich so vorliebend, so dankbar, so mild und so gut, daß er den meisten, theils für einen Tropf, theils für einen Schmeichler galt.

Vor Unwahrheit, ja vor bloßem Irrtum ... - Gut, daß ich hier ein neues Blatt suchen mußte, sonst wäre mir schwerlich eingefallen, daß in einer Viertelstunde die Post abgeht. Wenn Sie wollen, so komme ich nächstens auf die Materie zurück und erzähle Ihnen von den Kontrasten im kleinen Eduard, wie er bey aller seiner Unbändigkeit nicht wild, sondern zur Stille, zum vertraulichen Leben geneigt war; wie er bey seiner heftigen Begierde nach sinnlicher Lust, bey seiner Unbesonnenheit im Handeln doch immer grübelte und mit ganzer Seele an unsichtbaren Gegenständen hing. Wie er hierüber zu Ansichten gekommen, deren Größe seyn ganzes Wesen zerrüttete, ihn bis zur Ohnmacht drückte, so daß er, um den Anwandlungen davon zu entrinnen, sich oft die Hände blutig biß oder gar sich die Treppe hinunter in den Keller wälzte. Wie er endlich im vierzehnten Jahr ein Pietist geworden [war], u s w. - Es ist unaussprechlich reizend, alles dies vom Kind zu wissen und hernach den Jüngling zu beobachten, wie es immer noch die selben Karten sind, nur etwa [vielleicht] ein paar dazu oder davon, anders gemischt und anders gespielt.

N[ächste] S[eite]: Mir fällt ein, Ihnen einen Brief beyzulegen, den Eduard [Wolfgang Goethe] mir jüngst aus Kambeck [der Name ist eine freie Erfindung Jacobis, gemeint ist wohl Frankfurt] schrieb. Ich muß ihn aber ohnfehlbar zurück haben, um zu seiner Zeit [eventuell später einmal] die erste Hälfte davon dem Verfasser wieder vorzulegen. Der gute Allwill [Goethe] glaubt, schon geliebt zu haben. [Siehe 3. Analogon] Aber dennoch, wieviel Wahres liegt nicht in seinem leichtfertigen Geschwätz! Die Waldbegebenheit wird Sie erfreuen.

Eduard an Clerdon, [ohne Datumsangaben]
[Wolfgang Goethe an Merck, ungefähr 1774]

Es war gar nichts von einem Schlagfluß, mein Bester, was Ihnen so fürchterlich beschrieben worden. Nur ein heftiger Schwindel, der seine guten Ursachen hatte. Es ist nun wieder besser und mir nicht mehr bey Strafe des ewigen Lebens oder des Tollhauses verboten, zu lesen, zu schreiben oder sonst etwas Menschliches zu beginnen. Auch scheint die Sonne wieder am heiteren Himmel; die Luft ist still; ich und die ganze Natur, wir sind bey gutem Humor.

In unserm C. [richtig: Frankfurt] heißt's also, ich sey der Frau von Kambeck im Netz, oder noch besser, ich liege ihr zu Füßen, bete sie an? Mag's doch! Aber Sie, lieber Clerdon [Merck] sollen die Sache besser wissen. Hören Sie mein ganzes Geheimniß. Der Umgang des anderen Geschlechts reizt mich unendlich; die artigen Geschöpfe haben so etwas Sanftes, Anschmiegendes, das mir behagt. Neben ihnen stimmt allmählig das

Allzuheftige in meiner Empfindungsart sich herab; sie stehlen mir Gleichmütigkeit und Ruhe ins Herz. Kommt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu, und ich fahre mit meiner Juno droben auf den Wolken und die Stutzerchen unten klettern die Berge hinan und türmen ihre Felsen aufeinander, o Clerdon, das bringt immer richtig meinen Satan um all seyn Latein; es ist so gut, als ob er in einem Weihkessel scheiterte, und ich - habe gewonnen Spiel. Aber bey allem dem, oder vielmehr eben deswegen, ist es mir ein unerträglicher Gedanke, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten, ihr in ganzem Ernst zu Füßen zu liegen. Vor Jahren [1772], ja, da waren Rolands Taten auch meine Sache; allein ich ward doch ziemlich bald inne, wie es im Grund mit meinen Unsterblichen beschaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schicksals auch zu dem meinigen zu machen.

Lieber, ich habe nichts dagegen, daß es Clarissen, Clementinen, Julien und sogar heilige Jungfrauen von unbefleckter Empfängnis überall gebe: aber, ich bitte, nur keinen zu großen Lärm davon! Denn seht, diese erhabenen Einbildungen sind Schuld, daß so viele Menschen verächtlich von den Weibern denken, die Gott gemacht hat von [als] Weiber für diese Erde, und nicht für den Mond, wohin die Herren den Weg fragen. Da schelten sie dann und klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten, Abscheulichkeiten, Schandtaten, die sie von ihnen erfahren, da doch die guten Geschöpfchen mehrentheils nicht einmahl wissen, was das für Sachen sind. Toll, daß wir so hart gegen sie verfahren! Lassen wir sie, wie die Natur sie beliebt hat, ohne sie zu Engeln martens und versuchen zu wollen; alsdenn werden sie uns sehr gerne lieben und mit so viel Innigkeit, Festigkeit und Großmut als ihre artigen Seelchen nur vermögen.

Ich muß meiner spotten und mich ärgern, wenn ich zurückdenke, wie ich sonst nie an einem Mädchen hangen konnte, ohne mich aus allen Kräften zu bemühen, es nach einem gewissen Muster, das ich im Kopf hatte, umzubilden. Sie erinnern sich doch jener amerikanischen Wilden, die zwischen zwey Brettern ihrer Kinder Kopf und Hirn zerquetschen und sie zu Ungeheuern verstellen, in der löblichen Absicht, sie der vergötterten Sonne und dem vergötterten Mond ähnlich zu machen. Gerade so war auch mein Tun, und während ich mit dieser Narrheit mich schleppete, hab' ich schreckliche Leiden erduldet. Alle Augenblicke waren meine Gestirne [meine Angebeteten] in Verfinsterung, und so arg ich auch lärmte, um den häßlichen Drachen, der sie zu haschen lauerte, fortzuscheuchen, muß' ich ihn zuletzt doch immer sie vor meinem Angesicht jämmerlich verschlingen sehen. Von so viel unglücklichen Erfahrungen müde, sprach ich einst an einem frühen Morgen sehr weislich zu mir selbst: es ist ja wahr, daß weder Aspasia, noch Danae, noch Phyllis, noch Melinde, noch so viele andere Nahmen, die du wohl weißt, Nahmen von Sternen am Himmel sind; aber sag an! Zecht man nicht oft bey dem Wachslicht fröhlicher, als man im höchsten Sonnenglanz tafelt? Nun, so genieße

der kleinen Feste und laß die wunderbaren, ungeheueren Herrlichkeiten, womit es, ohne den Zauberstab des großen Merlins, doch nie recht gelingen kann. - Seit dieser Zeit, was für Abenteuer mir auch im Gebiet der Liebe zugeflossen [sind]; habe ich [doch] nie wieder an meinen Schönen Hörner, Fischschwänze oder Krallen wahrgenommen, sondern - es mir wohl seyn laßen.

[Zeitlicher Bruch: dieses Brieffragment Wolfgang Goethes stammt höchstwahrscheinlich aus dem Frühsommer des Jahres 1772]

Von hier [Darmstadt oder Homburg vor der Höh] komm ich vor Anfang der Woche schwerlich weg. Ich ließ mich auch gerne halten, wenn nur der junge Graf von Batuff [Name ist freie Erfindung F. H. Jacobis?] nicht wäre, den mein böser Geist hieher gebannt hat, und der mir alle Augenblicke etwas Unangenehmes mit sich zu schaffen macht. Er verstimmte mich gleich im ersten Augenblick, da ich hier [in Darmstadt oder in Homburg vor der Höh?] ins Schloß trat. Sie wissen, daß mein Präsident mir den ärgerlichen Auftrag gab, auf dem Weg hierhin ein paar Stunden umzureiten [Umweg zu reiten?], um die neue Wassermaschine in dem Bergwerk zu D. in Augenschein zu nehmen. Ich that das so kurz ab als möglich und ritt nun in gestrecktem Trab durch den Wald nach Kambeck zu. Ungefähr in der Mitte des Waldes sah ich zwey ausgespannte Pferde, einen umgeworfenen Karren und den Führer, an einen Baum gelehnt, daneben stehen. Der arme Kerl hatte seyn Holz alle abgeladen, auch das eine Rad ausgenommen [Text unklar], war aber dennoch nicht im Stande gewesen, den eingesunkenen [auf die Seite gefallenen] Wagen in die Höhe zu lüften [heben]. Der Vorfall, wie ich's nehmen mochte, kam mir ungelegen. Ich ritt vorbei; aber vermutlich hatte mein rechter Arm sich mechanisch zurückgezogen, denn mein Pferd kam aus dem Trab. Den Augenblick ward's mir auffallender, daß ich nicht auf der Flucht sey, und so ward Meister, was recht war. Ich stieg ab und bot dem armen Hilflosen meine Dienste an. Ein Blick auf meine goldene Einfassung, mit einem bitteren Lächeln, erwiderte er mir, daß seines Gleichen von Vornehmen keinen Beistand, wohl aber den grausamsten Spott erwarten müsse. Das war ein Blitz in meine Seele, Clerdon [hier: Heinrich Merck, denn er duzt den Freund]. Ich fühlte alle die Schimpfreden und die Prügel, die ich unfehlbar dem Menschen gegeben hätte, wenn er in ähnlichen Umständen mich angetroffen und seine Hilfe mir versagt hätte. Ohne weiteres griff ich den Karren mit solcher Kraft an, daß er in einem Ruck auf der entgegengesetzten Achse ruhte; dann flog ich auf das Rad zu und rollte es herbey. Der Wagen ward hervorgezogen und das Rad eingesetzt. Ich wollte dem Mann auch seyn Holz wieder aufladen helfen, aber das litt er schlechterdings nicht, wie herzlich auch mein Bitten war. Er fühlte nicht, was für eine Wohltat er mir erwiesen hätte. Ach, wie zufrieden der Arme mit mir war, wie er mir dankte, mich bewunderte, [er] es nimmermehr vergessen, es seinen Kindern, dem ganzen Dorf erzählen wollte! Großer

Gott! Ich meinte, vor Scham und Schwermut zu versinken, und wäre für diesmahl gewiß nicht nach Kambeck geritten, wenn ich nur sonst gewußt hätte wohin. Ich kam spät an. Aus meinem übel zugerichteten Anzug ward geschlossen, ich sey mit dem Pferd gestürzt. Ich erzählte meine Geschichte. Der Herr Graf [Landgraf, von Hessen - Homburg oder Hessen - Darmstadt?] standen ausgekrätscht mir dicht vor der Nase, in einer echt adelichen [adeligen] Positur, die ich gemalt haben möchte; und als ich geendigt hatte, sagte er mit einer albernen Fratze zur Frau von K.: „Es ist ein Glück, daß dem Bauer die Pferde nicht durchgegangen waren, und er selber mit einer starken Blessur da lag; sonst hätte Allwill [Wolfgang Goethe] seinen Engländer einspannen und den lieben Nächsten heimkarren müssen.“

„Herr Graf“, erwiderte ich, „Sie urtheilen vielleicht zu günstig von mir, denn ich hätte ja so nah meinen armen Bauer hilflos gelassen und wäre - ein Schurke gewesen.“ So leise ich, aus guter Lebensart, das Wort Schurke näherhin zu Ihro Hochgebohren aussprach, so war's doch, gebräuchlichermaßen, der F[rau] v[on] K. nicht entgangen; sie veränderte die Farbe. Und in den Augen des Grafen sah man, daß es ihm seltsam ward in seinem Eingeweide. Aber ich fuhr fort und schwatzte mir das Herz ganz rein, und ruhte nicht, bis ich alle die Schimpfworte und Prügel, worunter ich den Morgen mich geängstiget [habe], auf Ihro Gnaden abgeladen hatte. Damit war's denn gut - für diesmahl.

Wollen Sie wohl, lieber Clerdon [Heinrich Merck], es bey meinem Präsidenten ins rechte Licht stellen, daß ich einige Tage länger ausbleibe und es auch meinem Vater zu wissen thun? Grüßen Sie das vortreffliche Weib [Luise Merck], auch Lenore und Clärchen [Urania und Lila], wenn sie dieselben sehen.

Amalia an Sylli, den 11ten März, morgens um halb sieben
[Luise Merck an Jacobi?]

Gestern nachmittag kamen Eduard [Goethe], der Herr von Kambeck [der Landgraf oder Freiherr von?] und ein Offizier, den Du nicht kennst, und entführten meinen Clerdon [Heinrich Merck] nach Born, wo diesen Morgen eine Koppel englische Pferde hinkommt. Dem guten Clerdon war's gar nicht d'rum zu thun; aber Du weißt, er läßt sich seine Zeit, die ihm so kostbar ist, seine Ruhe, Gesundheit, Verdienste, Lust und Leben abschwätzen wie seyn Geld; ich werde ihn noch müssen festsetzen laßen. - Also, ich bin itzt allein, in der betrübten Lage, all das Fett der von mir sprudelnden Milch in meine eigene Tasse schöpfen zu müssen, sie hätte nur gerinnen mögen. Ich fing an zu lesen, aber schon auf der zwoten Seite gieng mir dies und jenes durch den Kopf, das mit Dir zu schaffen hatte; ich konnte der Zerstreuung nicht wehren und legte das Buch weg. Liebe Sylli! Der Himmel ist nicht heiter, und das macht, daß mein Cabinet weniger schön ist. Ich habe ein

Fenster geöffnet und bin ein Weilchen daran stehen geblieben, um nach meinen Freunden zu sinnen; und itzt, bis meine Knaben kommen, will ich ein wenig mit Dir plaudern.

[ab jetzt wieder Fragment eines Goethebriefs aus dem Jahr 1774:]

Ich finge gern mit sonst etwas an, weil Du es schon von Clerdon [Heinrich Merck] hast und ich ungern nachleire, aber es steckt vorn in meiner Feder wie ein Pfropf, der muß vor allem heraus. Also zuerst und abermahls von unserm Jammer, unserm Verdruß, Aerger, Zorn [was hiervon es eigentlich seyn müsse, wissen wir, leider, noch nicht] über das ungewöhnlich lange Ausbleiben Deiner Briefe. Clerdon will all seyn bares Geld darauf verwetten [wieviel meinst Du, daß wir ihm dagegen setzen?], daß wir mit dem ersten Postillon mehrere Briefe auf einmahl von Dir erhalten werden. So viel ist gewiß, daß das U**r Paquet schon zwey Posttage ausgeblieben ist. Eine Ueberschwemmung, die bey E. die Brücken weggerissen und gewaltigen Schaden angerichtet hat, soll Schuld daran seyn. Sonst könnte ja wohl auch zwischen Dir und uns die Erde sich ein bischen gespalten haben: warum nicht? Nur wär es sehr schlimm. - Ernstlich gesprochen, liebe Sylli [Jacobi?], Du machst uns verlegen. Schon am Montag glaubten wir, es könne nicht mehr fehlen, ein Brief von Dir müsse kommen, und doch war's gefehlt. Und so gieng's all die folgenden Tage, nur daß an jedwedem mit unserer Hoffnung auch die Zweifel stiegen, und wir von einer Unruhe ergriffen wurden, mit der schlechterdings kein Vertrag[en] noch Auskommen war. Die Nachricht von der großen Ueberschwemmung und den ausgebliebenen U**r Paquete, begleitet von Clerdons Zureden und kühner Wette, hat uns von neuem ein wenig eingewiegt. Jene Sorge abgerechnet, liebste Sylli, bin ich itzt so ganz glücklich, so ganz zufrieden, so ruhig froh des Lebens. - O, laß Dir's wohl gehen, Sylli. Laß Dir's ja wohl gehen und mache mir die schönen Tagen nicht zu Schanden!

Ich bin so ruhig, so froh, und konnte doch die verwichene Nacht wenig schlafen, für [vor] fremder Sorge. Die gute Frau von ... [Die hier erzählte Begebenheiten müssen, wegen gewisser noch obwaltender Beziehungen, für diesmahl unterdrückt bleiben] ... Wie unartig, daß ich Dir diese lange Geschichten machte, da Du so viel eigenen Kram hast. Auch will ich rein aufhören, mich aus dem Staube machen und diesen Abend mit lachender Laune wiederkommen.

>Allwill< von Seite 65 bis 74

Nachschreiben von Clärchen

[Brieffragment von Wolfgang Goethe, Frühling 1774]

Lenorens Brief kam zu spät, um noch gestern abend mit der Post abzugehen, und das war recht gut, sag ich, denn nun kann ich Dir auch einen schönen Morgen bieten, einen so schönen als Lenorens ihrer immer seyn mochte. Ich sitze ganz oben auf, in dem grünen Zimmer, und schaue über die Kastanienallee weg, gerad' auf's freie Feld. Am Himmel herum schwebt dünnes Gewölk, welches die aufgehende Sonne so schön bemalt, daß es wohl schöner ist als sie selbst; aber doch bin ich auf der Lauer und meine alle Augenblicke, sie hervorbrechen zu sehen...

Liebe Sylli, ich schäme mich anjetzt, neulich darüber gemurrt zu haben, daß wir so früh auf's Land sollten. Aber, wie bekannt, ist Heimfeld eine Stunde weit von Clerdons [Heinrich Mercks] Haus; und dann, wer hätte binnen [innerhalb] unserer dreifachen Mauern sich einbilden können, daß draußen schon der Frühling wäre? Hecken und Sträucher sind schon ganz grün, und überall, aus der Erde heraus, von allen Zweigen herab, kriegts einen doch so lieb zwischen und äugelt dich an, o so herzlich, wie ein Mutteraug den angeschlungenen Säugling. Ich kann Dir nicht sagen, wie mir's an's Herz greift, so nah, Sylli, so nah und immer näher, daß mir bange ist für meinen lieben May, wenn er kommt, daß ich ihm wohl möcht' ein wenig untreu geworden seyn.

Vorgestern spazierten wir noch nach Sonnenuntergang längst den Ufern der Donau [richtig: des Mains]. Ich setzte mich hin und sang „Mädchen, laßt euch die Freude schmecken“.[Versteckte Satire F. H. Jacobis gegen Goethe?] Hinaufwärts den Strom sah es dunkel, dunkel und dunkler [aus], und heller und heller gegenüber; so sahen wir den Tag von dannen ziehen, und gerad' über uns die Nacht ihm an der Ferse. Leise rauschte, nah an mir vorbey, der herrliche Fluß, und spiegelte den Himmel ab mit seinem Abendrot und schönfarbigem Gewölk und mit seiner Nacht. Ich erinnerte mich Deiner, beste Sylli, und segnete Deine Seele, mit der heiteren Ruhe, welche rund um mich her über alles, und auch über mich sich ergoß.

Beym Weggehen rief ich Dir gute Nacht [zu]; eben blickte der erste Stern hervor, und ich warf Dir einen Kuß zu, hast Du ihn gefühlt?

[Schilderung einer empfindsamen Szene:]

Clärchen an Sylli
Heimfeld, den 18ten März [1772]

Clerdon [Heinrich Merck] und Amalia [Lila] sind seit gestern hier. Als wir [Wolfgang Goethe und Cornelia Goethe] ihnen entgegen flogen und ich mich an Clerdons [Mercks] linken Arm hing, faßte er meine Hand und drückte sie leise an die Rocktasche.

Leise rief ich: „Briefe von Sylli [Urania]? Gute [Briefe]?“

„Gute, o ja! Etwas schwermütige, aber laß, sie ist dennoch wohl d'ran.“

Wir liefen ins hinterste Bosket.

„Nun, Clerdon [Heinrich Merck], nun!“ jauchzten und hüpften wir.

Er sah uns mit dem vollen, stillenden [beruhigenden] Blick seines Auges [an], lächelte, weg war die Hast. Wir schlüpfen aneinander her [näher] und lagerten uns auf die Rasenbank. Clerdon [Heinrich Merck] stand noch einen Augenblick, dann gieng auch er seinen Platz nehmen. Nun kam die Briefftasche hervor, die er auf seyn übergeschlagenes Knie legte, seine Hände gefaltet darüber. Wir hingen an seinem Auge, das einen so wunderbar fassen und füllen kann. Eine eigene, schauerliche Freundlichkeit wandelte durch die Stille. Clerdon [Merck] öffnete die Briefftasche, und schlug hernach sie wieder zu.

„Ein herrliches, liebes Weib!“ sagte er. „Wenn sie sich erblickte, wie sie vor meiner Seele steht!“ Und gleich darauf: „Gott, wem du ein tiefführendes Herz schenkst, dem schenkst du doch alles damit, alle deine Gaben und dich selbst.“

Die Briefe [Liebesbriefe Uranias an Wolfgang Goethe und wohl auch diejenigen Lilas an Heinrich Merck] wurden gelesen. Zwo Stunden verstrichen darüber. Wie sie zugebracht wurden, dies, liebste Sylli [lieber Jacobi] erzähle Dir, wer es weiß, kann und mag.

Clerdon [richtig: mehrere Brieffragmente Goethes]

Keiner von uns wird es dir erzählen. Das Anschauen, die Umarmung einer ganz enthüllten, schönen, tiefempfindenden Seele ist zu heilig, um in Bildern und Worten nachgespiegelt zu werden. Und wer vermöchte jenen Blitzstrahl dahin abzulenken, Leblosen den lebendigen Kuß der Liebe zu geben? Nein, schaue selbst, den verklärten Blick, und Wonnegefühl sanft über ihn die Augenlieder decken - und dahingegeben die Seele!

Wohl glaub ich dir, daß du es im Grunde so schlimm nicht in der Welt hast, wie arg es dir auch ergangen [ist], und so viel auch itzt noch deiner Leiden sind. Eine immer reiner und voller klingende Saite auf der großen Leier der Natur, ein immer mächtigeres Organ in dem Ganzen des Allliebenden zu werden, o, das lohnt dir jeden Schmerz.

Dornen malmen, sie zu Pflaumfedern wühlen, lernte ich lang; und nun weiß ich, daß es für den Menschen eine Lauterkeit des Sinnes, mit ihr eine Kraft und Stetigkeit des Willens gibt, eine Erleuchtung, Wahrheit, Eigenheit und Consistenz des Herzens und Geistes, wodurch ihm der eigentliche Genuß seiner göttlichen Natur, Rück- und Aussicht wird, und wozu niemand gelangt, der nicht mehrmahls im äußersten Gedränge [im äußersten Bedrängnis] von allem, außer sich [selber], verlassen war. Da hat die ganz auf sich selbst gestemmte Seele sich in allen ihren Theilen gefühlt, hat, wie Jakob, mit dem Herrn gerungen und seinen Segen davongetragen. Wer, liebste Sylli [liebster Jacobi] wollte nicht gerne für diesen Preis sich eine Zeitlang mit einer verrenkten Hüfte schleppen?

Clärchen

[F. H. Jacobi an Wolfgang Goethe]

Schön, was Clerdon sagte, gut auch und wahr; aber wenn es am Ende doch nur Trost wäre; ein köstlicher Balsam, aber nur lindernd und die Wunde tödlich? Arme Sylli [Armer Goethe], wohl bist du übel dran, wohl hast du es schlimm auf der Welt! Ich hör' ihn ja so hell aus deiner Brust hervorgehen, *den Schrei des tiefsten Schmerzes*. Was hilft es mir [richtig: dir], wenn du hintennach [hinterher] lächelst? Damit machst du mich nur bitterlicher weinen. Du weißt, Arria lächelte auch. - Ach, Sylli [Wolfgang Goethe], du kannst nicht leben ohne Liebe; und was ist Liebe ohne Zuversicht? Sag was du willst, Liebe, die sich nicht ewig weiß und ewig erwidert, das ist keine Liebe, das ist bloßes Ergötzen, dem du nur in der Angst jenen Nahmen liehest, Blumenfreude, Schmuck, Tanz und Spiel. Und hieran sollte dir genügen, dir Sylli [dir, Wolfgang Goethe]? Seifenblasen zu werfen, und alles, alles Seifenblasen? Je mehr ich nachgrübele ...! O, ich fühle, daß dir's das Herz zersprengen muß.

Lenore [Szene zwischen Goethe und Urania]

Auf der Zunge: „Bist du bald fertig, Clärchen [alias Urania]?“ trat ich ins Zimmer. Clärchens [Uranias] Anblick hemmte mir Sprache und Gang, und mein Herz hob sich zu dem Schlag, bey dem es einem auf einmahl so ganz anders wird. Leise nahte ich ihrem Schreibtisch. Sie schob, ohne ihre Stellung zu verändern, mit der einen Hand mir das Geschriebene zu. Nachdem ich es gelesen, hierauf einen Augenblick gesessen hatte, gieng ich, an [vor] ihren Stuhl knien, um sie zu küssen. Wir kamen allmählig einander in die Arme, [und] weinten ...

[echtes Brieffragment Jacobis an Wolfgang Goethe, Zeit: ungefähr Ende 1773 oder Anfang 1774]

Deine [Wolfgang Goethes] Briefe wurden stückweis wiederholt, und nach und nach zu einem für uns Eigenen, Ganzen umgebildet, das wir besser fassen konnten. Alles drang itzt weit tiefer ein, und dennoch wurden wir heiterer. Wir ahndeten deinen Zustand, gewannen Theil an deinem himmlischen Wesen. Wer wollte nicht Sylli [Wolfgang Goethe] seyn, sagten wir. Der bloße Abglanz, nur eines Theils von ihrer [seiner] Seele, und den wir, ach, nur so schwach aufzunehmen vermögen; was gibt er uns nicht Mut und Wonne! Und sie [er] besitzt, sie [er] ist diese Seele selbst! Hat in ihrem [seinem] eigenen Wesen was so unbegreiflich entzückt, den Quell und die Fülle all der Schönheit, all der Größe! Wer wollte nicht Sylli [Wolfgang Goethe] seyn! Gäbe nicht alles hin für die Unabhängigkeit dieses hohen Selbstgenusses, für die helle Wonne göttlich zu lieben, die allein aus solchem Reichtum überfließen kann. Glückliche, glückliche Sylli! [Glücklicher, glücklicher Goethe!] ...

>Eduard Allwills Papiere< - 2. Teil

[Juni-Ausgabe des Teutschen Mercur]

Eduard Allwill an Clemenz von Wallberg
[Wolfgang Goethe an F. H. Jacobi]

Freilich, wo eigentliche Freundschaft ist, da sind auch Prätensionen, und diese müssen von beiden Seiten laut anerkannt werden und überall gelten, oder der T[eufel] soll den ganzen losen, nichtswürdigen Bettel holen. Also verzeih, Lieber, und laß mich deine weiteren Vorstellungen übergehen. Du weißt ja, wie sehr ich deiner Meinung bin; weißt, was ich für ein Gesicht machte, wenn ich von Leuten [reden] hörte, die sich einander so lieb hätten, daß sie sich gar nicht umeinander bekümmerten; denn im Grund ist's das, wenn man sich einander alles nachsehen kann. Fratzen! Mein Ekel daran nimmt von Tag zu Tag zu; aber mich darüber zu erbosen, wie ehemals, so kein Thor bin ich länger; ich will mich nicht einmahl darüber mehr ärgern. Es behagt nun einmahl den Menschen, sie sind darüber einig, sich einander etwas weiß zu machen, und es kommt auch selten jemand dabey zu kurz. Was brauchen die Leute sich weiter lieb zu haben? Woher und wozu? Sie haben ganz andere Dinge aneinander zu bestellen; geht's damit voran, so bleibt das gute Vernehmen, ohne daß sich der eine um den anderen viel zu scheeren hat. Indessen, Lieber, wollen wir uns doch nicht verheelen, was der eigentliche Geist jener

freundlichen Toleranz und edlen Unbefangenheit sey: Gleichgültigkeit und Bettelei. - Also noch einmahl, Bruder, verzeih; aber daß ich mich bessern werde, darauf muß du nicht zu sicher rechnen. Bisher hab' ich es mit allem zu ernstlich gemeint; ich spüre, daß man dabey zu Grunde geht, und für nichts. Wie ich's hinfüro [zukünftig] anders machen werde, weiß der Himmel. Ich bin, von innen und von außen in einem wunderbaren Gedränge. Etwas Ruhe hab' ich wieder genossen, weil ich einige Tage her unpäßlich war. Blieb' mein Kopf so dumpf, so nebelicht, wie diese Zeit über, dann sah ich der Verwirrung ein Ende; alles sollte bald gerichtet und geschlichtet seyn; und was einmahl ausgemacht wäre, dabey blieb's. Du weißt, bey dem Nebel fließen die Dinge so hübsch ineinander, es erscheinen einem nie mehrere, als nebeneinander in einem Gliede Platz haben; keine Farbverwirrung, alles grau, alles flach; und sieh, Bruder, so ist wahrhaftig der Nebel das treffendste Bild weiser Gemütsverfassung. Wenn mein Geist umnebelt ist, dann bin ich so altklug, so verständig wie ein Schulmeister; dann weiß ich mich über alles zu bescheiden, und was ich mich heiße, das tue ich. Dann räume ich mein Zimmer auf, bringe meine Papiere in Ordnung, beantworte alle Briefe nach dem Datum ihrer Ankunft, und würde auch mein Testament machen, wenn ich nur Erben wüßte, die sich's gefallen lassen könnten. Clerdon [Heinrich Merck], der mich gestern besuchte, glaubte in der Thür geirrt zu haben, so fremd sah ihm mein Zimmer aus. Was zu stehen gehörte, stand; was zu hängen gehörte, hing; was zu liegen gehörte, lag. In dergleichen Rücksichten ist mir eine solche neblichte Disposition zuweilen eine wahre Wohltat; und je mehr ich der Sache nachdenke, je heller leuchtet es mir ein, daß die Tugend der ächten Schul-, Stadt- und Heeresmoral, welche die beliebte durchgängig gute Aufführung, das exemplarische Leben hervorbringt, nichts anders als eine Art von Nebel sey, der alles leichtfertige Außenwesen, als da sind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenständen verhüllt, und nur das solide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt.

Die merkwürdige Entwicklung meines Romans mit Nannchen [Maximiliane von La Roche, verheiratete Brentano?], worüber ich dir eine eigene lange Epistel schreiben wollte? Hör', erst vor einer halben Stunde noch dachte ich Wunder, was ich dir zu erzählen hätte; ich schnitt' eine frische Feder, tunkte sie ein, wußte nichts anders, als daß es recht vom Fleck gehen sollte, als ich zu meinem nicht geringen Befremden inne wurde, es habe Noth ich besänne mich zuvor ein wenig. Ich sann eine große halbe Stunde lang; da war ich fertig, hab's nun auf einmahl - daß ich selbst nicht mehr weiß, was ich mich so eifrig angeschickt hatte, dich wissen zu machen. Der Sachen erinnerte ich mich genug, nur konnte ich mich ihrer nicht auf die Weise erinnern, wie sie dich so mächtig interessieren sollten. Wer weiß, vielleicht hätte meine Materie mir weniger dürftig erschienen, wäre die Feder nicht so schön geschnitten und gleich anfangs so tief eingetaucht gewesen. Nun ist's d'rum geschehen; das ganze Abenteuer mit allen seinen Zufällen und Zubehören, Schelmereien, Zaubereien, Heldentaten und Wundern kommt

mir im Augenblick nicht viel interessanter als ein Ammenmärchen vor - zum Erzählen wenigstens. Versteh! Du, Clemenz von Wallberg [F. H. Jacobi], warst es nicht, welcher bey dermahliger Katastrophe in dem Fall war, etwa vergiftet, erstochen, aus der Kanone geschossen oder in einen Papagei, Drachen, Teufel oder Gott verwandelt zu werden. Ich war es, und glaube mir, so etwas will in eigener Haut erfahren seyn. Demnach sollst du mir erlauben, und zwar recht gern, daß ich dich heute von ganz andern Dingen als von meinen Begebenheiten im Feenland unterhalte.

Wo fang' ich an. Ich habe dir die Menge Neues von mir und meiner hiesigen [darmstädtischen] Lage zu erzählen. Meine besten Stunden bring' ich in Clerdons [Heinrich Mercks] Haus zu. Es kostet Mühe, auf einen etwas vertraulichen Fuß darin gelitten zu seyn, aber mir wird's glücken. Clerdon [Heinrich Merck] fühlt und versteht mich ganz, und durchgängig steh' ich in sehr gutem Rufe. Daß ich immer [die] eine oder die andere Prinzessin [die drei jüngsten und noch ledigen Töchter der Großen Landgräfin Caroline von Hessen - Darmstadt], welche mich ihrer vollkommensten Hochachtung würdigt [richtig: würdigen], ausnehmend verehere, zuweilen auch zwey, drey auf einmahl, weiß kein Mensch so recht [zu erklären]. Man sagt nur: der Allwill [der Wolfgang Goethe] ist überall wie das Kind, wie der Bruder im Haus. Du begreifst!

Und gewiß, bester Wallberg [F. H. Jacobi], ich komme fast immer ganz unschuldig dazu, stifte auch überall viel mehr Gutes als Böses. Einen Anschlag auf irgend ein weibliches Geschöpf zu machen, um es zu verführen, ist von jeher so fern von mir gewesen, daß ich einen Menschen, der dazu fähig ist, nicht ohne Haß und Ekel ansehen kann. Daß aber eine freundschaftliche Verbindung [dachte Goethe dabei an diejenige zwischen ihm selber und Henriette von Roussillon?] so warm und innig werde, daß sie ferner kein Maaß noch Ziel mehr wisse, wer könnte das Herz haben, sich davor zu hüten?

Mit deinen Cousinen [richtig: Schwestern] hat's davor gute Wege; die wandeln in einem Licht, das sie meiner Leuchte erübrigt. Und Amalia [Luise Merck], den möcht' ich sehen, dem es nur von fern' einfallen könnte, ihr etwas anderes seyn zu wollen, als Gast an Clerdons [Mercks] Herde. Mir ist sie sehr gut, weil ich ihrem Clerdon [ihrem Ehemann] anstehe, und weil mir der treuherzige Junge aus den Augen sieht. Ihre Jugend, ihre Schönheit hindern mich nicht, daß ich sie beständig Mama heiße; ich wüßte mir auch keinen anderen Nahmen für sie. Liebe Mama, Mutter Amalia [Luise], auch wohl Mutter schlechtweg, wenn ich dir sagen könnte, wie mir ist, wenn ich sie so heiße, und ich ihr dabey in das spiegelhelle Angesicht schaue, das nur gut ist und mich nur anlacht! - Ich fühle mich wie untergetaucht in Unschuld und Reinheit, und ich wüßte nichts so saueres in der Welt, das ich alsdenn nicht unentgeltlich und mit Freuden thun könnte. Die Lauterkeit ihres Herzens übersteigt allen Glauben. Jedes Gute, jedes Schöne darin ist so ganz für sich selber da, so ganz was es ist und scheint unversetzt und unauflösbar. Und

kein Gefühl, kein Hang, kein Wunsch, nichts, das sich zu verheelen; nichts, das sich zu verstellen hätte! Aber hiermit ist dir so viel als nichts gesagt; denn, wie ich mich eben besinne, bin ich selbst, der ich doch Amalien [richtig: Urania] kenne, nicht einmahl im Stande, mir das Eigentliche dabey vorzustellen, wenn ich sie mir nicht in den bestimmtesten Verhältnissen, als die Gattin ihres Clerdons, als die Mutter ihrer Kinder, als die Frau ihres Hauswesens denke. Sag, ob du etwas davon weißt, daß es eine besondere Leidenschaft gibt, die sich eheliche Liebe nennt; ganz verschieden von jener Leidenschaft, welche allgemein den Nahmen der Liebe trägt, und die ... Sag, weißt du etwas davon? Denn was schwätz' ich sonst? Ich wußte nichts davon, und ihre Entdeckung in Clerdons [Mercks] Haus ist das Interessanteste, was sich jemahls meiner Betrachtung dargeboten. Der eigentlichen Liebe scheint das schönere Geschlecht nicht fähig zu seyn; mir wenigstens ist noch kein Weib erschienen, das den [das] Zeug dazu gehabt hätte. Amalien traue ich über diesen Punkt weniger als hundert anderen zu, und Clerdon [Heinrich Merck] und sie selbst sind hierüber mit mir eins. Anfangs hat ihr Mann weiter nichts als einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ihr abzugewinnen vermocht; und bis auf diese Stunde weiß sie keine eigentliche Rechenschaft zu geben, wie sie hernach allmählig sich so ganz in ihn verloren [habe], daß ihr Herz nun alle seine Rege [Regungen] allein von dem seinigen empfängt, ihre gesamten Kräfte sich unverrückt in seinem Willen fühlen; Freyheit, Leben, Glück, Tun und Sein - ihre ganze Seele hingewagt auf ihn. Ich weiß nicht, ob es eine herrlichere Liebe geben kann als diese; wenn auch jene höhere, wovon ich ehemahls so wunderbare Ahnungen hatte, kein leeres Hirngespinnst wäre; alle andere Liebe ist doch gewiß nur Schaum dagegen. Wo findest du, bey den entgegengesetzten Eigenschaften und Bedürfnissen der Menschen, diese innige Theilnehmung, welche alle Kräfte in einen Willen zusammenschmelzt, und den Menschen wirklich verdoppelt? Hier ist sie. Die kleine Welt, zu deren Schöpfung und Regierung beyde vereinigt sind, wird ihnen tausendfaches Organ einander zu fühlen, zu fassen. Das gemeinschaftliche Interesse gibt jedem Vermögen, das dazu beyträgt, einen gefühlten Werth, und so regen sich in dem Wesen des einen alle die Kräfte des andern; und je vielfacher, je verschiedener nun diese Kräfte, je merkbarer der Gewinn, je entzückender das Bündnis. Bedenk einmahl, wie unterschiedene [verschiedene] und einander entgegengesetzte Interessen jeden einzelnen Menschen in ihm selber theilen, und was für eine Wonne ihn erquickt, so oft er ein wahres Einverständnis nur zwischen etlichen davon [er] bewirkt hat; wie wir einstimmig denjenigen für den Größten und Glücklichsten schätzen, welcher, ohne eine seiner Fähigkeiten, seiner Kräfte d'ranzugeben oder zu schwächen, alle seine Triebe unter einen Willen gemeindet [vereinigt], mächtig in einem Heer sie geordnet hat. - Und nun zwey [Liebende: Goethe und Urania], die so eins werden! Es muß eine Fülle seyn, eine Seligkeit, die ... O, daß ich dies alles so fühlen muß; daß ich zu dem glühenden Sinn, zu dem tobenden Herzen, dem hellen, unbestechlichen Geist diese stille, himmelanschwebende Seele erhalten mußte! -

Thränen, guter Wallberg [Jacobi], Thränen über deinen armen Eduard [Wolfgang Goethe], den die Liebe zum Schönen verzehrt und der in ewiger Zerrüttung [richtig: Verzweiflung [über Uranias Kindbettod]] mit den Zähnen knirschen muß. - Der den Frieden Gottes ahndet und verdammt ist zu täglicher Sünde! - Nie, nie wieder eine Stätte finden, wo seyn Haupt ruhe! - Nie? - Doch, doch, es wird ja einst brechen - ja brechen in Wonne wirst du einst, gutes qualvolles Herz! ... Aber es war ja von Glücklichen die Rede! Liebe Mutter Amalia - dein Antlitz, dein Lächeln!

Sie ist allen Menschen so gut, Mutter Amalia, und könnte doch gewiß, im Fall der Noth, sie alle missen, wenn ihr nur der Mann blieb und die Kinder. Ich mag dir nicht verheelen, daß sie an diesen, an ihrem Haus auf eine sehr sträfliche Weise hängt, nemlich eben so ungefähr, wie die alten Republikaner an ihrem Vaterland hingen. Aber du gehörst ja nicht zu unseren mächtigen Philosophen, welche nie weniger als den ganzen Erdkreis, was? Das ganze Universum übersehen, und genüßlich zu Herzen nehmen, und aus brennender Liebe zu den Menschen überhaupt dem Patriotismus des Alten und jeder andern parteiischen Liebe so gram sind. Sie sollten herkommen, die gütigen Herren, mit ihrem unbeschränkten, göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allsehenden Gerechtigkeit, mit ihrem ganzen Untadel [Untadeligkeit]; sie sollen kommen, die Fratzen, und schauen und fühlen, von von allem diesen, in That und Wahrheit am Ende dann noch mehr angetroffen wird, ob bey ihnen oder bey dem Weib hier, das für Mann, Kinder, aus sich gegen die ganze Welt empörte! - Holde Mutter Natur! O wie laut sagt mein klopfendes Herz mir da wiederum, daß doch allein auf deinem Pfad wahres Heil zu suchen ist! - Sieh das wohlgemute Weib, wie die Befriedigung ihrer reinen Triebe alle ihre Wünsche vollendet, sie von allen andern Begierden so los macht und ihr theilnehmendes Herz [das ja in jedem menschlichen Busen wohnt] sich nun so frey und allgemein ergießen kann. - Ihr prächtigen Weltweisen, ihr lieblichen Herren und Damen mit euren erhabenen Grundsätzen und schönen Sentiments! Sagt, wie wird's euch? Wie besteht ihr vor dieser Hausfrau? Da verschleudert, da verpufft ihr eure Seele in die weite Welt, seid überall und nirgend, euer unbefangenes, richtungsloses Herz, jedwedem Anfalle bloß, ohne Drang und ohne Ruh, ohne Genuß und Gabe, strebend nach allem, hängend an allem, zu keinem Opfer willig, bey keinem Unfall leicht, bebend durchaus bis in die kleinste Faser, schwach, elend, zehrend, voll allgemeinen Wohlwollens ... Weg von diesen Allumfassern, hinab zu Amaliens Schemel, zu der Kurzsichtigen, zu der Armseeligen, die nur ihren Mann liebt und ihre Kinder, allen übrigen Wesen nur gut ist und in Wohltun gegen sie, aus voller Genüge, nur überfließt, wie die Sonne von sich scheint Licht und Wärme, nur weil sie Licht ist und warm und die Fülle hat. Tritt in den Umfang von Amaliens Sphäre, du stehst in Segen; das ist's alles. Darum ist Amalia auch das bescheidenste Geschöpf, das demüthigste, möcht ich sagen, das man finden kann. Daß sie Gutes aller Art unermeßlich wirkt, darauf gibt sie nicht Acht; daß sie alle Pflichten erfüllt,

alle Gebote hält, das weiß sie nicht; hat von den Gründen ihres durchgängigen Verhaltens nichts weniger als vollständige Begriffe, gar keine eigentliche Moral, kaum eine solche, wie schon vor Jahrtausenden dem uralten Hiob eine zu Diensten stand. Wunderbar, daß Amalia auslangt; denn sie ist auch nicht einmahl, was man fromm heißt. Aber ich fordere euren ekelsten [ekelhaftesten] Mückenfänger [Seelenfänger?] auf, ihren Wandel nach der Strenge zu prüfen; und wenn er wird leugnen können, daß sie sündenfreier, daß sie tadelloser sey [selbst nach so vielen Fratzenbegriffen unserer Zeit] als [je] eine, so will ich vor dem Mückenfänger mich beugen und mich zu ihm bekehren.

Du, lieber Wallberg [Jacobi], siehst doch hier wohl kein Wunder oder argwöhnst ein Blendwerk? Komm näher! Was ist's als ein echtes Gottesgeschöpf in Gesundheit und natürlicher Wohlgestalt; auferzogen ohne Künstelei; alsdenn befangen mit einem Gegenstand, in welchem seine [richtig: ihre] Kräfte sich sammeln, ordnen und zur schicklichsten Wirksamkeit vereinigen konnten. Sind doch alle Tugenden eine freie Gabe des Schöpfers; unmittelbare Naturtriebe, nur verschieden gestaltet nach den verschiedenen Formen und Zuständen menschlicher Gesellschaft; keine, die nicht da war, ehe sie Nahmen hatte und Vorschrift! Alle Moral, von je her bloß philosophische Geschichte, spekulative Entwicklung, Wissenschaft; und jene innere Harmonie, jene Einheit in Tun und Dichten, das Augenmerk emporstrebender Menschheit, allemahl nur die Geburt irgendeiner ersprißlichen Hauptneigung, welche dem Menschen Beruf erteilte und Plan! Wo Einheit der Neigungen entsteht, da macht sich die Einheit des Wandels von selbst; da bildet der Mensch seine erwählte Lage aus; formt sich je mehr und mehr zum Ganzen; und nun, je unbefangener von der einen Seite, je freyer von allen übrigen, verletzbar nur in einem Punkt seines Wesens, in ihm selber gewiß, mutig, begnügt und darum unabhängig, edel gefällig und von ganzer Seele gut. Greif's an allen Enden; du wirst finden, gerader Sinn, dringendes Geschäft und darin Emsigkeit und Treue mit Lust, sind die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend.

Nun erinnere dich, was ich am Anfang dieses Briefs über Nebel und ordentlichen Wandel philosophierte. Vielleicht klang es dir leichtfertig; tiefer erwogen, wie wahr? Nie dumpfen Sinns, wie erstorben muß der seyn, der seine Neigungen sich aus lauter Moral bilden, der mit lauter Moral sie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmahl besser ist mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Busen nährt und Liebe. Und dann noch eins: auch dem Menschen höherer Art, der ein geordnetes, durchgängig zusammenhängendes Leben führt, muß vieles in Nebel verhüllt sehen; aber es ist nur der Duft, welcher von dem ganz aufgehellten Plan seines Wirkungskreises sich an desselben Grenzen gedrängt hat. Unsere Philosophen allein bewohnen himmelnahe Felsenhöhen, von keinem Dufte getrübt, rundum endlose Helle und Leere. Mir gienge da der Atem aus. Schon ist mir die Luft zu dünn, wo ich bin, und ich sinne darauf, wie ich allmählig noch

etwas tiefer herabkomme. Auch ist nicht wohl zu leugnen, daß in einem engern Horizont uns die Gegenstände viel wärmer an Aug' und Herz kommen. Grenzenlose Begrenzung, Raum ohne Maaß und Ende, wo ich's erblicke, macht's mir Höllenangst. Darum eng' ich mich gern ein bischen ein, lasse mir's wohl seyn in irdischem Beginnen, da ich ein Ende meines Tuns sehe und doch alle meine Kräfte daransetzen muß.

Zum Schluß noch ein Wörtchen von Freundschaft. Das nichtswürdige, lose Wesen unter diesem Nahmen, wovon es vorhin die Rede gab, daß wir ihm beyde eben feind seien, ist es nicht auch eine Mißgeburt aus jenem toten Meer der Unbestimmtheit, der Richtungslosigkeit, der unendlichen Zerstreung schwache Fäden aus veränderlichen Absichten und flüchtigem Ergötzen gesponnen, wie bald müssen die sich [ver-]wirren? Und dann Reiß an Reiß, Knote an Knote. Ganz anders die Bande echter Freundschaft, wo zween etwas zwischen kriegen, wie rechte und linke Hand, um es zu einem Werk zu bilden; zween etwas miteinander fortbewegen, wie beyde Füße den Leib. Tritt den mit Füßen, der sagt, daß eine solche Freundschaft sich auf Eigennutz gründe! Das Objekt, warum sie sich vereinigen, ist ihnen nur Medium, einer den anderen zu fühlen, - Sinn, Organ. Nicht denjenigen lieb ich ja am meisten [meisten], der das Mehrste [Meiste] für mich tut, sondern denjenigen, mit dem ich das Mehrste [Meiste] ausrichten kann. - Eigenliebe? Alles soll Eigenliebe seyn? Was geh ich mich dann selber mehr an als andere, ich, der ich mich nur im andern fühlen, schätzen, lieben kann? - Das heißt euren Philosophen Unsinn. Mag's! Weiß doch, wer's besser hat, ob ich oder sie.

Eduard [Wolfgang Goethe]

>Eduard Allwills Papiere< - 3. Teil

[Dezemberausgabe von 1776 des Teutschen Merkurs]

Der Prozeß [Seite 229]

... Die vergangene Woche war wegen meines Prozesses ein Vergleich im Vorschlag. Ich mußte bey dieser Gelegenheit allerhand fatale Leute sehen, hauptsächlich denn auch den grundschlechten Gierigstein [ein Verwandter Uranias?] Der alte Unhold war mir lange nicht vor Augen gekommen. Ich erschrak vor seiner Gestalt, die seitdem noch um vieles widriger geworden ist. Denkt nur, der Mensch machte mir [Wolfgang Goethe] Vorwürfe; und zuletzt, nach einigem hin- und wiederreden, fieng er gar an zu weinen. Ach, daß Augen wie die seinigen, daß alle Augen Thränen haben! Einem Gierigstein, wenn er weinen wollte, sollte, anstatt Thränen, etwas aus den Augen kommen, das man wie Staubflocken weit von sich abschütteln könnte, denn Thränen, die rühren einen doch immer, betrügen einen. An diesem Gierigstein ist mir's zum Schrecken aufgefallen, was für eine Gestalt zum Vorschein kommt, wenn einem verkehrten Menschen das Alter die Maske wegdrort; Fleisch und Farbe seine Züge [den Totenschädel?] nicht mehr verhüllen. Da [er-] weist sich die abgehärtete Nerve, erstarrt im Wesen des Häßlichen liegt sie da zur gräßlichen Schau; da bebt der nackte Mensch, der kalte, unholde; da zittert das trübe Auge, dessen Blick, nicht mehr lenksam, harren muß im Ausdruck des Argen [Bösen]; da schlappet, atemleer, die Nase, verkündet Stadtneuigkeiten, Skandale [die Affaire Goethes mit Urania?] und weiter nichts; da senkt sich die kraftlose Stirn, auf welche Furchtsamkeit und Mißtrauen die Haupttrunzeln geprägt haben. - Es ist ein peinlicher Anblick, ein wahres Höllenbild, so ein ganz verkommener Mensch, der nun offenbar heillos in die Erde hinunter starrt. - Meine Mutter [Meine Geliebte, die angehende Mutter], die süße Liebe! O, wie war die so schön von ihrer Seele! - Sie verschwand wie ein Engel. Nie werd ich das liebe Bild vergessen, werd' es noch oft wieder auffrischen mit Thränen, mit Freudenthränen über die liebe Mutter, daß sie so war und daß sie so aussah...

[Ende des Goetheschen Brieffragments]

F. H. Jacobis Ansichten über Goethe - Ein erdichteter „Gegenbrief“ auf Originalbriefe Goethes

[Dezemberausgabe von 1776 des Teutschen Merkurs, von Seite 231 bis Seite 233]

... Daß nur von Eduard [Wolfgang Goethe] keine Frage sey! An diesem Eduard [Wolfgang] in Eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden. Alles was ich von ihm erfahre, was mir auch mein Bruder [F. M. Leuchsenring oder gar Heinrich Merck?] von ihm meldet, der ihn doch über alles liebt, macht mich zittern vor Unheil. Der unbändige Mensch mag wohl außerdem ein herzensguter Junge, mag wohl grundbrav seyn, und es mit anderen gewöhnlich besser meinen als mit sich selbst: aber das macht ihn nur gefährlicher; das gibt ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rat ist, worauf man die Hand ihm von ferne reicht, sich ihm anschlingt und Gemeinschaft mit ihm

macht. Erst hintennach [hinterher] wird man dann gewahr, was er für unsichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handeln ist, wie wohlfeil er seine Haut bietet und folglich die seines Genossen mit ... Nun ein Mädchen, das seines Wegs käme, das abzuweisen, wie wär' es möglich? So ward unsere Luzie [gemeint ist: unsere Urania, alias Henriette von Roussillon] hingewagt, so gieng uns das süße Geschöpf verloren; denn sie stirbt [richtig: sie starb], Kinder, und ihr [Uranias] Tod ist [richtig: war] dieser Allwill [Wolfgang Goethe]! Nie war der Holden ein Jüngling erschienen wie Allwill [Wolfgang Goethe] - so sinnend, so bescheiden und zugleich so voll Geist und edlen Eifers. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte wie [die] Sonn' im Meer; und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur. Ueberall, in vollem Entzücken über fremdes Verdienst, war seyn einziges Bestreben, daß *er nur gelitten* [im Sinne von: geduldet] *würde*. Eine so rührende Einfalt, bey so vielen Vortrefflichkeiten, bey dem schönsten Jugendglanz, mußte jedweden bezaubern. Auch gab es niemand, wie ehrenreich er war, der sich nicht gern Eduards [Wolfgang Goethes] Freund nannte ... Unsere Luzie [Urania] - dies alles vor Augen! ... O, ich seh' den Engel - still, unsichtbar in der Ferne schweben [Urania ist tot] - beten für den seltnen [seltsamen] Jüngling. - Entzündet nur in Freude, in reiner Engelsfreude über den Edlen! ... Und dennoch war's Gift! ... Kinder, wenn's Euch nur hierbey schaudern könnte, wie es mich schaudert! ... Töricht! Es kann Euch so dabey nicht schaudern. Aber wie rett' ich Euch? Clerdon [Heinrich Merck], Amalia [Louise Merck], hütet mir die zwey lieben Geschöpfe [Caroline Flachsland und Louise von Ziegler?!]

Es soll unerhört seyn, daß dem Eduard [Wolfgang Goethe] je ein [im Sinne von: noch kein] Anschlag mißlungen wäre. Er wagt seyn Alles an die Erreichung jeden Zwecks. Wer ihm abgewönne, der gewönne ihm nie weniger ab als seyn Leben. Clemenz [F. H. Jacobi meint sich selber oder seinen Bruder] nennt ihn einen Besessenen, dem es fast in keinem Fall gestattet sey, willkürlich zu handeln. Man braucht nur einmahl ihn gesehen zu haben, um dies lebendig wie eigenes Daseyn zu fühlen. Ein schrecklicher Charakter! Und was für ein göttliches Ansehen der Mensch [Wolfgang Goethe] haben muß, wenn er das Gute, das Schöne verfolgt! Und es muß beynah' scheinen, als verfolg' er es immer, denn alles Böse, das durch ihn geschieht, bleibt entweder verborgen oder es läßt sich als zufällig nehmen [siehe den Prozeß]. - O, hütet euch! O, flieht! - Du Lenore besonders, du mit dem zarten, durchdringlichen Sinn. - Glaube mir, Beste! Liebe macht uns [richtig: die] Weiber immer unglücklich. Die Männer verdienen so wenig das Opfer unsres [richtig: eures] Daseins, daß sie nicht einmahl anzunehmen wissen, was wir ihnen geben [richtig: was ihr ihnen gebt]. Das Glück, ein ganzes Herz zu besitzen, wie sollten sie [die Männer] das schätzen können, da ihr Herz nie einen Augenblick ganz, da kein Gefühl desselben bey ihnen lauter [rein] ist! Keine Wonne, nicht die höchste der Menschheit, gilt ihnen so viel, daß sie dieselbe rein bewahrten. Keine Empfindung ist ihnen in dem Grade lieb, daß sie dieselbe nicht durch ekelhafte Vermischungen trübten, ihr Bild entweihten. Die Fülle des Köstlichen - was? Die schmecken sie nie, haben sie nie; darum kann ihnen nie genügen, darum sind sie - ohnmächtig zur Liebe. Wir Armen [die Frauen] merken das nicht gleich; wir glauben wohl gar eine Zeitlang stärker geliebt zu seyn, als wir [sie] selber lieben. Aber, o wie bald offenbart sich das anders! - Da stehen wir [die Frauen] dann dem Geliebten gegenüber, und fühlen durch unser ganzes Wesen: Dein! - Fühlen durch unser ganzes Wesen: nicht mein! ... Wenn du das Gräßliche, die unaussprechliche

Schmach des Gefühls ahnden könntest: - ich - Dein! Du - nicht mein! - Verloren zu seyn, platt verloren an jemand ... Unser eigenes Selbst verloren aus uns - entflohen aus ihm ... gar kein Daseyn mehr; keins in sich, keins im andern. Man ist verschwunden unter den Lebendigen; getilgt mit Schande aus ihrer Zahl. - Elend ohne Maaß, ohne Nahmen! ...

[Kommentar: Die letzten Sätze beziehen sich auf Uranias Schicksal, die sich nicht vor einer doppelten Schande zu damaliger Zeit vorsah: Zum einen vollzog sie vor der Ehe den Koitus mit Goethe und wurde von ihm schwanger und zum anderen, was wohl noch schwerer wog, war Goethe nur ein Bürger. Dadurch wurde sie im wahrsten Sinne des Wortes „getilgt mit Schande“, das heißt von der Aristokratie geächtet.]

Philosophische Bruchstücke aus Goethebriefen, die nach F. H. Jacobis Ansicht Goethes Lebensphilosophie dokumentieren:

Zeit: Ende 1774 bis Anfang 1775

Eduard Allwill an Luzia
[Wolfgang Goethe an F. H. Jacobi]

Ihr langes Sendschreiben, gute Luzia [guter Jacobi], hab' ich soeben zum dritten Mal wiedergelesen; habe alles bey Seite geworfen und sitze Ihnen nun da auf meinem Stuhl so fest, als wenn der kleine Schreibtisch hier die ungeheure runde Tafel in unserm [Frankfurter] Ratssaal wäre; und Sie, mein teures Fräulein [richtig: mein teurer Herr] wären das landesherrliche Portrait unter dem grünen goldbefransten Baldachin; aber wohl zu merken, daß Sie nur insofern das Portrait Ihro ... [in] titulo pleno vorstellen, als mein trautes Tischlein hier die verwünschte ungeheure runde Tafel in dem Ratssaal vorstellt; und daß die ganze Vergleichung sich einzig und allein auf mein festes Sitzen gründet. - Närrisch genug mit allem dem, daß ich, so ganz von ohngefähr [zufällig] und ohne alles Arge, Sie in das Bild eines gepanzerten Erdengottes verwandelte; denn in der That, liebe Luzie [lieber Jacobi], jüngst, als Du mit aller Weisheit Himmels und der Erde vor mich tratst, sah ich dich wirklich von der Scheitel bis zu den Sohlen in schön gebläutem Stahl - mächtig erhaben auf den Zehen des linken Fußes, das andre Bein künstlich von der Erde geschwungen, empor die heilige Rechte, das Haupt mit einem Lorbeerzweig zu beschatten, und dein ganzes Wesen begriffen - in der Verdauung der göttlichen Eule, welche Du soeben roh und ungepflückt [ungerupft] hinuntergeschluckt hattest. Gewiß hattest Du neulich meine geringe Person unter einer nicht viel weniger veredelten Gestalt erblickt; als da wär' eine unermeßliche Perücke über meinem trotzigem Haarzopf, die mir dicke Schweißtropfen aus der Stirn preßte; zween [zwei] Seraphimsflügel an den Schultern, deren ich mich statt zweier Fächer zum Anwehen bediente; ebenfalls auf einem Bein stehend, fest wie ein Fels. - O komm doch, komm, liebe Luzie [lieber Jacobi]! Laß uns aufeinander zu hinken, dann her deinen Helm, daß ich meine Perücke hineinlege; und nun sieh: dies ist Eduards [Wolfgang Goethes] Nase und jene Luziens [Jacobis], wir sind unter vier Augen, schwatzen wir miteinander wie ich und Du!

Schade was, liebe Luzie [lieber Jacobi]! Schade, was, für unsere Weisheit, für alle die prächtigen Verwandlungen, worüber wir uns so hoch zu gratulieren pflegen; gemeiniglich hat es am Ende so viel damit zu sagen, daß - wir uns schämen müssen. Man schwitzt im Sommer und friert im Winter: im ersten Fall kleidet man sich in Taft und im letzten in Pelz; das ist meist die ganze Geschichte. Sie wissen, was die ptolomäische Epicycloide für ein Ding ist [sonst kann Wallberg [F. H. Jacobis Bruder, der Geistliche] Sie daran erinnern]. Auf-, Ab- und Durcheinanderschwingungen ohne Ende; doch nur ein Mittelpunkt und der Planet tritt immer wieder in die Grenzen seines Zirkels zurück. Es liegt mir noch klar genug im Gedächtnis, wie ich ehemahls, bey jeder merkwürdigen Sinnesänderung, mich nun endlich zur wahren Weisheit bekehrt und den einzigen Weg zur Glückseligkeit betreten zu haben glaubte, dann vor Entsetzen und Scham vergieng, daß ich nur vor so wenig Tagen, oft vor nur so wenigen Stunden, noch ein so unbegreiflicher Thor hatte seyn können. Aber, o Tyrannei des Schicksals, bald darauf kam mein unbegreiflicher Thor wieder ganz stattlich, als der weiseste Mann, ans Licht, und schämte sich seines Vorfahrs nicht weniger, als dieser vor kurzem seiner sich geschämt hatte.

Ein Schelm tut mehr als er kann, sagt ein altes deutsches Sprichwort. Es ließ sich ein schönes dickes Buch hierüber schreiben, und es soll mein erstes seyn, wenn ich je eins mache. Ein feuriger, geistvoller Jüngling, der ein Epikureer seyn will, will mehr als er kann und muß schlechterdings dabey zum Schelm werden. Wie kann er alles Gute, alles Schöne mit Entzücken lieben, und so genau Maaß halten, und nie irre gehen? Wie kann er schon wissen, was jene Freude zur Thorheit macht? Euch euren Ueberdruß, euren Ekel, Eure Mattigkeit nachfühlen, liebe Graubärte? Wie kann seyn Mut sich vor euren Furchten [Ängsten] entsetzen? Er, der dem Schmerz trotz, und dem Tod, und nur Lust wittert. Kurz, euern innern Sinn könnt ihr ihm nicht geben; und so hättet ihr ihm, wenn er euch hörte, vollends allen Genuß des Lebens geraubt. In seinem Kopf, wenn er ein bischen eigenes Wesen hat, muß eure Vernunft zum ärgsten Unverstand werden; höchstens kann sie durch Schreckbilder einige Schwermut in seine Einbildungskraft staffieren. Ihre Stimme tönt alsdann seinem Ohr wie ein verdrießlich Gegrein und macht ihm weh. Sie heißt ihn die ärgsten Qualen unaufhörlich leiden, damit ihm nur ja kein Leid widerfahre.

Um die Lehren der Weisheit zu verstehen, um sie annehmlich zu fühlen, muß die Seele sich in einem Zustand von Gleichgewicht [Ausgeglichenheit] befinden, müssen ihre lebhaftesten Begierden - eingeschläfert seyn; welches so viel gesagt ist, als sie muß außer Stande oder doch wenigstens außer der Lage seyn, irgend eine entzückende Freude zu empfinden. - Hole der Henker einen solchen Zustand für jeden wackeren Jungen! Genießen und leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten, seine Wünsche zu verfolgen; der Herzhafte spottet des[sen]; ruft Liebe bis in den Tod! Und weiß seyn Schicksal zu ertragen.

Es ist die hohlste Idee von der Welt, daß die bloße Vernunft die Basis unsrer Handlungen seyn könnte. Das Ding Vernunft, woher hat es seyn Wesen? Ist es mehr als besseres Bewußtsein durch zartere Sinnlichkeit hervorgebracht? In seinem ganzen Umfang genommen und zu einem besondern Ding abstrahiert, mehr als System unsrer

Empfindungen und Neigungen? Am Ende ist es doch allein die Empfindung, das Herz, was uns bewegt, uns bestimmt, Leben gibt und That, Richtung und Kraft.

Nur ein Preßwerk, ihm das Blut durch die Adern zu spritzen, kein Herz muß derjenige im Busen tragen, der sich zu einer fortdaurenden Gemütsruhe stimmen und darin die Erfüllung seiner Wünsche schmecken kann. - Und der sollte glücklich seyn - glücklich vor allen [anderen]? Es gibt der Feigen genug, die vor jedem Zufall beben, und doch fast keinen unter ihnen, selbst unter Betagten, der in eure Freistätten flüchtete; alle wagen immer von neuem ihre Haut, um der Freuden mehr zu haschen, um die Fülle ihres Lebens zu genießen. So schuf den Menschen Gott, und es ist doch wohl ein bischen unsinnig, zu behaupten, er wäre besser, wenn er wäre, wie Gott ihn nicht haben wollte. - Glaube mir, holde Liebe, das beste ist, wir bleiben eines Sinnes mit Natur. Ihr Wesen ist Unschuld, und wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden, als jemand unter dem Mond. Wir brauchen starke Gefühle, lebhaftere Bewegungen [der Herzens], Leidenschaften. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen, klugen Wandel meint, ist eine erkünstelte Sache; und der Seelenzustand, den sie voraussetzt, ist zuverlässig derjenige, der am wenigsten Wahrheit in sich faßt. - Nimm [den Fall], einer wollte ein Haus von so künstlicher Einrichtung bauen, daß, wenn er seyn Licht unter dem Dache aufsteckte, das ganze Haus davon erleuchtet wäre. Es kann geschehen, wenn er den Docht ausspreitet und wohl auflockert, daß etwas Schimmer durch das ganze Gebäude dringe; aber welche arme, verwirrende Dämmerung! Lieber gewöhnte ich mich, im Dunkeln zu handtieren. Indessen mag hingehen für eine Curiosität; sonst wird doch jeder Verständige allemahl lieber seyn Licht dahin tragen, wo er gegenwärtig zu sehen braucht, und es in Gottes Nahmen finster seyn lassen, wo er nichts zu schaffen hat.

Ich soll mich um feste Grundsätze bemühen, damit ich zu unwandelbarer Tugend gelange. Nun klingt es mir gerade so, wenn mir jemand vorschlägt, aus Grundsätzen tugendhaft zu werden, als wenn mir einer vorschläge, mich aus Grundsätzen zu verlieben. Ein Verliebter - nicht aus Empfindung, sondern aus Grundsätzen, wäre freilich wohl sehr treu. Und eben so würde der Herzhafte, der Großmütige, der Wohlwollende, der es nicht aus leidigem Trieb wäre, der der Empfindung dazu entbehren könnte, nicht nur zu allen Zeiten herzhaft, großmütig, wohlwollend seyn, sondern auch in jedem besondern Falle so sehr, und so nicht-sehr, als er müßte. - Mit dem Unsinn, ich weiß ja das alles, bin ja mehr als einer gehütet worden irgend zu wissen, was ich wollte; zu empfinden, was ich empfand; streng angewiesen, wie ich etwas schön und gut, und nur dies etwa so finden müsse; ausgestopft mit erkünsteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhängender Ideen; hingewiesen, hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz.

Dennoch wurde mir viel von meiner Beilage bewahrt, und darum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines Herzens horch ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, heißt mir Weisheit; ihr mutig zu folgen, Tugend. So ward mir Eigenheit, Freyheit - Fülle des Lebens; und, o wieviel köstlicher [ist] das, als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit; als der Friede des Heiligen sogar!

Noch mit jedem Tag wird der Glaube an mein Herz mächtiger in mir, daß ich wohl gar auf dringende Veranlassung des Moments meinen eigenen, tief empfundenen Vorschriften zuwider handle. - Schrei nicht über Gefahr, liebe Luzie [lieber F. H. Jacobi]! Was geht uns das an, daß der Ruchlose ungefähr eben das tut und so immer ruchloser wird? Jedes Wesen entspringt in seiner eigenen Natur: wird nicht auch die schöne Seele, aus eigenem Keim, sich immer schöner bilden? Was ist zuverlässiger als das Herz des edel Geborenen? - Nimm alle Moralen, alle Philosophien des Lebens zusammen, und versuche, streng nach ihren Vorschriften zu wandeln. Wenn du wahres Gefühl von Schönheit und Vortrefflichkeit hast, auf wieviel Ausnahmen wirst du stoßen? Willst du nun, aus Furcht zu verirren, keine solche Ausnahme gelten lassen, wie muß da nicht endlich dein Herz und Verstand sich verstocken, dein Geist zu jedweder freien Bestrebung unfähig werden?

Nehmen wir auch einen einzelnen Menschen, den empfindsamsten, stärksten; und laßen wir ihn, nach unzählig gemachten Erfahrungen, bloß für seine Person, mit dem freiesten Mut, eine Philosophie des Lebens entwerfen; er wird in der Folge abermahls auf Ausnahmen stoßen; und fürchtet er sich, diese zu gestatten, so wird er nach und nach zu einer Art von Maschine, wiewohl zu einer vorzüglichen vor jenem andern, der in dem Rad noch allgemeinere Vorschriften dreht. Allzuoft muß er seyn gegenwärtiges Gefühl unterdrücken, ihm nicht glauben, nicht trauen wollen; folglich bloß nach dem Buchstaben handeln. Eludiert, verdreht er das Gesetz, so wird der Kerl ein Heuchler, ein Schurke; unterwirft er sich ihm redlich - so kommt er allmählig um Sinn und Gefühl - wird, je höher er die Fertigkeit seiner Tugend treibt, je kälter, geschmackloser; gehorcht immer nur [blindlings oder sehend - wie es kommt] seinem ehemahligen Willen, hat aber jetzt keinen eigenen Willen mehr; kann sich hinfüro nie weiter über sich selbst emporschwingen.

Wir wissen, daß, der allgemeinen Sicherheit wegen, jeder Richter nach dem dürren Buchstaben der Gesetze urtheilen und für jede andre Betrachtung blind seyn muß; daher denn oft die abscheulichsten Untaten gerichtlich bestätigt werden, weil der Bösewicht nicht gegen den Buchstaben des Gesetzes gehandelt, und die Form der Procedur zu seinem Schutz angewendet hatte: der gewissenhafte Richter konnte nicht anders, er mußte, war er auch der wärmste Menschenfreund, Verderben über den vervortheilten [übertvorteilten] Rechtschaffenen aussprechen. Aber was für ein Mensch wäre dieser Richter, wenn er kein anderes, als dieses gesetzmäßige, öffentliche Gewissen hätte; wenn er den Verurtheilten nun wirklich für einen Verbrecher hielte; wenn er, falls es diesem Ehre und Leben gölte, und er ihn könnte heimlich entrinnen laßen, es nicht täte? - Und siehe, gerade solche Richter sind doch alle unsere unbeweglichen Sittenbesteller. Ich weiß nicht, wie fern [wie weit] ich ihnen aus dem Wege gehen möchte!

System der Glückseeligkeit, so heißt, was sie uns lehren wollen - höchster Genuß der Menschheit, das wissen sie, was das ist - und für alle und für jedweden, wissen was alle können und jedweder, was alle müssen wollen, haben im Auge jede Bestimmung und in der Seele das Maaß aller menschlichen Kraft.

Hochweise, hochgebietende Herren! Wir sind nicht für einander. Ich sing' ein ganz anderes Lied, als wovon die Melodie auf die Walze eures heiligen moralischen Dudeldeis genagelt ist. Auch genießen wir ganz verschiedene Kost; können nicht an einem Tisch

miteinander sitzen; mein gesunder Verstand, meine gesunden Sinne giengen mir bey eurer Krankendiät zu Schanden. Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmahl; aber die freie Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt; und so immer leichter der Geist, immer mächtiger das Herz. - Du hohnlächelst, weiser Mann [F. H. Jacobi]? Was soll das lange Register meiner Vergehungen, meiner Thorheiten? - Sag an, bin ich schlimmer, thörichter, weniger glücklich als Du? - Daß ich gestern den Himmel an den Kuß eines Mädchens wagte? - Armer Tropf! Du hast weder einen Kuß, noch die Freuden des Himmels gekostet: Himmel und Ewigkeit sind schon lebendiger in meiner Seele, als sie vorher waren: ich that wohl! Und siehe, so sind alle meine Taten gut, oder ihre Folge wird's, denn durch alle meine Empfindungen weht der lebendige Atem der Natur, der vermehrende, ewig neu gebärende. - Ja, fallen werde ich öfter, aber auch eben so oft wieder aufstehen und herrlicher fortwandeln; sagte dir's nicht deine Amme, daß man nur durch fallen gehen lernt? - O ihr doppelt gegliederten, ihr Krüppel in eurem Gängelwagen!

Es ist traurig anzusehen, wie manche gute Leute so ängstlich und emsig [sind], ja zusehen, daß sie nur ja nichts Böses, nur ja nichts Ungerechtes verursachen oder zulassen, und darüber in ihrem Trübsinn es nur zehnmahl ärger anrichten, oft an unsäglichem Unheil Schuld werden. Um nicht, pflichtwidrigermaßen, durch des abwesenden Nachbars verschlossene Thür einzubrechen, überließen sie euch wahrscheinlicher, dringender Gefahr; als wohl, in desselben Garten von seinem ruchlosen Sohn ermordet zu werden. Nun verlöre dieser arme Nachbar darüber Ernährer, Helfer, Freund und müßte seinen Sohn auf dem Rade sterben sehen: aber sie hätten dann doch kein Gesetz übertreten, hätten sich nichts vozuwerfen, behielten ein reines Herz und ein gutes Gewissen.

Randglosse von Allwills [Goethes] eigener Hand: wenn ich nur einen von diesen sachtsinnigen Herren angetroffen hätte, der nicht unerträgliche Seiten an sich gehabt, der nur halb so viel Nutzen gestiftet, halb so viel Freuden um sich verbreitet, und alles um ihn herum nicht zweimahl so viel geschoren hätte, als unser einer; ich wollte nie ein Wort mehr von der Sache reden.

Es ließ sich auf alle Weise dartun und durch eine Menge von Beispielen erläutern, daß in dem Begriff der entschiedensten Tugenden doch immer etwas Schwankendes bleibe, so daß zuweilen der Mensch sich am vortrefflichsten zeigen könne, indem er ihnen schnurstracks entgegen handelt. Ich kann mir Fälle denken, wo es das erhabenste Verdienst wäre, einen ewigen Stachel ..., aber das leitet mich in ein zu weites Feld. Nur noch ein Beispiel, für [dasjenige] was ich eben vorhin sagte.

Die erhabenste aller Tugenden, welche zugleich die allgemeinste Anwendung verträgt, die übrigen alle schützt, vermehrt, gebiert, ist wohl durchgängige Wahrhaftigkeit. Was für ein göttlicher Mensch müßte nicht aus einem werden, der sich entschlosse, immer wahr zu seyn? Schon das würde notwendig zur Rechtschaffenheit leiten, wenn man den Vorsatz ausführte, nur keine Unwahrheit je zu sagen; so groß ist unsere Achtung für unsere Mitmenschen, so brennend der Spiegel, der unsere Gestalt aus ihnen in uns zurückwirft! Man erinnere sich irgend eines Vorfalls, wo man, um eine Leidenschaft zu befriedigen, einen Betrug zu Hilfe genommen [hat], und stelle sich nun vor, man hätte,

anstatt heimlich zu Werke zu gehen, demjenigen, den man hintergangen, die nackte Wahrheit, seyn eigentliches Vorhaben entdecken müssen, wie wird man nicht auffahren und erblassen vor dem bloßen Gedanken! Leichtsin, in Absicht der Wahrheit, ist Sohn und Vater des Lasters, seyn Helm und Schwert, und schon die kleinste Lüge eins der ärgsten Verbrechen gegen uns selbst, gegen die Menschheit. - Aber wer könnte zu unsern Zeiten den unüberlegten Entschluß fassen, nie eine Unwahrheit sagen zu wollen? Und hat es nicht zu allen Zeiten Fälle gegeben, wo es Trieb der erhabensten Menschheit, wo es Eingebung Gottes war zu lügen?

„O, wer hat diese entsetzliche That gethan?“

„Niemand“, antwortet Desdemona, „ich selbst, lebe wohl. Bringe meinem gütigen Gemahl meinen letzten Gruß, o lebe wohl!“

Othello ruft: „Sie ist als eine Lügnerin zur Hölle gefahren. Ich war's, der sie ermordete.“

Aber, o gerechter Gott, wer wollte nicht mit einer solchen Lüge im Mund den Geist aufgeben und sich nicht für [vor] deinen Richterstuhl stellen?

Auch ist schon das so gar schwankend, was ich diesen Augenblick zum Behuf der Wahrhaftigkeit, der Unverstelltheit, der Offenherzigkeit vorbrachte, als z. B. wir verabscheuen nicht selten eben so sehr das Unschuldige, das Ruhmwürdige sogar, zu offenbaren, als das Böse und Schändliche; und diese Schüchternheit zu überwinden, ist manchemal der größte Heldenmut nicht zureichend.

Das schöne Register eurer sogenannten Tugenden auf diese Weise durchgegangen, dann in dem Mischmasch sie betrachtet, wie ihr sie ganz und alle zusammen durch einen chemischen Prozeß so gern in unsre Seelen treiben und darin hermetisch versiegeln möchtet! - Sollten wohl seyn [wir Menschen] eine Art von Gewächs, das zugleich Castanien trüge und Pomeranzen, und auch eine Annanas wäre, und ein Erdapfel und ein Rosenstrauch, aber bey Leibe daran keine Dornen. Sollte wohl Asien gelegen seyn in Europa, sollten uns wohl bemühen, die Kunst der Barometer und Thermometer so weit zu treiben, daß wir rund um die Erde zonam temperatam kriegten und immer schönes und fruchtbares Wetter zugleich hätten, sollten wohl alle Tugenden erwerben und ausüben, beym Kegelschieben oder beym Taroc a l'hombre, sollten, sollten ...

Ja, so in etwa denken läßt sich freilich manches noch so eben. Aber von der schimärischen Vorstellung bis zur eigentlichen, vom Traum bis zur Wirklichkeit - wie weit!

Es wird überhaupt nie genug erwogen, was für ein unendlicher Unterschied zwischen Bild und Sache, zwischen Idee und Empfindung ist. Welch eine Menge der entgegengesetztesten Dinge können wir in der Idee nebeneinander stellen, aufeinander folgen lassen? Ich denke Himmel und Hölle, und mir ist ohngefähr [ungefähr] einerlei dabey zu Mute. Darum überwiegt so häufig sinnlicher Reiz die Ideen von den schrecklichsten Plagen der Zukunft. Und darum ist's so ein Lumpenkram um alle gelernte Religionen und alle gelernte Moral. Ein Mensch, der beständig in der Anschauung edler Gegenstände ist, wird gewiß nie unedel handeln; wer aber das minder Gute, das minder Schöne in der Anschauung, und das höhere Schöne und Gute in der Idee hat, wie wollte der handeln können diesen gemäß? Alles stimmt zusammen, die Menschen unserer Zeit in diesen Fall zu setzen; daher der beständige Widerspruch zwischen Handlungen und

Grundsätzen, daher die Irrungen selbst in dem System der Grundsätze, weil nichts irrlleitender [irreführender] ist, als die Combinationen bloß spekulativer Ideen. - Was für Meinungen, was für Entschlüsse werden in unserer Kindheit nicht in unsere Köpfe geschraubt, was für Sentiments nicht hineingedämmert? Und wenn wir Arme dann hinausgestoßen werden in die Welt, wo itzt alles dawider angeht, welch innerer Zwiespalt, welche Zerrüttung, welch gegenseitiges Mißtrauen zwischen Herz und Geist!

O, schlage nur fort, mein Herz, mutig und frey; dich wird die Göttin der Liebe, es werden die Huldinnen alle dich beschirmen, denn du liebest alle, alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertrauest unumschränkt der allgütigen Mutter [Natur], schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmahl von neuem dich ganz, strömtest hin in verdachtlosem Entzücken, lerntest, empfiengst darum von ihr, zu geben und zu nehmen, wie sie selbst, wie die millionen Lichtstrahlen, die auf unzähligen Gegenständen reverberieren, ohne sich zu verwirren, dann im Auge sich sammeln, wieder ohne sich zu verwirren. O, unaussprechliches Wohltun, unendliche Güte, Leben und Liebe.

Luzie! Liebe Luzie! [Fritz! Lieber Fritz Jacobi!] Daß ich Dir es mittheilen könnte! Könnte leben Dich lehren dies unendliche Leben. Nie würdest Du dann befestigen wollen die Sonne, weder in Osten noch in Westen, sondern würdest wenden Dich nach Aufgang und Untergang. - Und schön ist ja auch der Mond unter Sternen am Nachthimmel. - Und schön der dunklere Nachthimmel mit hellerfunkelnden Sternen im Neulicht! - O, daß ich diese Gottesader in Dir rühren und zum immerwährenden Pulsschlag bringen könnte!

F . H. Jacobis Entgegnungen auf die vorigen Goetheschen Brieffragmente

Luzie an Eduard Allwill

[F. H. Jacobi an Wolfgang Goethe]

Ihr [Wolfgang Goethes] jüngster Brief, mein teurer Freund und Lehrer, war beynah so viel als eine persönliche Erscheinung. Was Sie für ein Zauberer sind! Als ich ihn gelesen hatte, diesen Brief, war ich - nein, ich war nicht zwey Jahre jünger, nur die Zeit hatte sich um so viel verjüngt, das Vergangene sich zu mir hinauf bemüht. Sie [Wolfgang Goethe] waren noch bey uns und ich hatte Sie ganz rund da stehen, wie kurz vor unserer Trennung. Nun urtheilen Sie, wie mir das so toll im Kopf herumgehen mußte, daß ich an Sie geschrieben hatte, und geschrieben hatte alles das, wovon Sie so lustig geworden waren und daneben so heldenwütig. Meine herzliche Epistel an Sie ward mir nun gerades Wegs zur Posse; ich mußte lachen und erröten. Großer Mann, verzeihen Sie meine Unbesonnenheit; ich vergaß, daß Sie ein Held sind; daß ich - nur ein unbedeutendes, unschuldiges Mädchen bin, und daß Unschuld dem Helden etwas so Unnützes, so Nichtswürdiges scheinen muß; daß der Göttliche - Unschuld verspottet; der Göttliche Unschuld mit Füßen tritt; über sie hin, erhaben, seine Bahn nimmt. - Unschuld, Eduard [Wolfgang Goethe]! - Lieber Eduard, Unschuld, Unschuld, Unschuld! - Erwacht keine erste Erinnerung davon in Ihrer Seele? Besinnen Sie sich doch - weit, weit zurück! Dort in der schattigsten Gegend Ihrer Seele, schwebet da nicht etwas noch von dem Schauder, der Sie ergriff, als - ihr offenes Auge enger, auf Ihrer lichten Stirn' eine trübende Kohle ward, als das Gewölbe Ihres Busens wich, Ihr Atem sich verminderte, Stand und Tritt - Ihr ganzes Wesen schwankte - als Unschuld Sie zu verlassen drohte. Und wallet da nicht

noch in dumpfem Nachhall etwas von dem Donner - als Sie Unschuld von sich warfen: und ... ? - Nein, armer Eduard [Wolfgang Goethe], das ist verschwunden, Dir auf immer verschwunden. Was will ich also? Sie können ja unmöglich mich verstehen ... Ihr guten Leute überwacht euch in den Kinderschuhen. Bevor ihr euch in euch selbst sammeln könnt, ist euer Wesen schon angegriffen; bevor sich euer Herz selbst fühlen kann, ist es schon betört. Da entstehen dann höchstens, wo Schönheit und Größe in der Anlage waren, solche herrliche Ungeheuer wie ehemahls die Centauren.

Eduard [Wolfgang Goethe]! Ein sehr außerordentlicher Mensch sind Sie wahrlich. Wer Sie durchaus kennt, dem muß es oft eben unbegreiflich vorkommen, daß Sie nicht ein Engel an Tugend oder ein Satan an Laster geworden [sind]. Die Ungereimtheit Ihres Wesens läßt sich nicht denken, läßt sich auf keine Weise darstellen: Unbändige Sinnlichkeit - und stoischer Hang; weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsin - und der kälteste Mut und die festeste Treue; [des] Tigers Sinn - und [des] Lammes Herz; allgegenwärtig - und nirgendwo; alles - und nie etwas - verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges, himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja - aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an Dich zu legen wagt.

Lassen Sie mich, Eduard! Sie sind ein unbehagliches Geschöpf; wer Theil an Ihnen nimmt, hat ein bitteres Leben, alles machen Sie ihm sauer, das Reden sogar und selbst das Denken. Ferne sey demnach von mir, daß ich Ihre lange Epistel Punkt für Punkt beantworte; nur beifügen ein Wörtchen will ich hie und da.

[F. H. Jacobi wendet sich an den Leser:]

Vorerst sollen Sie [der Leser] eine Stelle aus einem Brief von Eduard Allwill [alias Wolfgang Goethe] lesen, den er an unsern D[orenburg] [Franz Michael Leuchsenring] schrieb, als dieser [also Leuchsenring] seinen [Wolfgang Goethes] Rach[e]ifer zu besänftigen und ihn zu mehrerer [mehr] Nachsicht zu überreden suchte:

I. Fragment eines Originalbriefs von Wolfgang Goethe an Franz Michael Leuchsenring:

Verträglich, nachsehend, tolerant [sagte [bzw. schrieb] der feurige Jüngling [Wolfgang Goethe]], bin ich gewiß so sehr, als ich es ohne Verderbung meines eigentümlichen Charakters, ohne wesentliche Inkonsequenz seyn kann. Mich däucht, wer auf eine andre Weise tolerant ist, der ist wankelmütig, schwach, kindisch. Ein Kind wird von allen Dingen entzückt, die nur im Vorübergleiten einen angenehmen Eindruck auf seine zarten Sinne machen, es unterscheidet, es schätzt sie weiter nicht: in jeder Stunde ist ihm etwas anderes schön, und was in dem gegenwärtigen Augenblick es vergnügt, [ist] das schönste von allem. Ein Mann im Gegentheile unterscheidet die Dinge an ihren Bestimmungen! Er ordnet sie nach ihrem Gebrauch für seyn ganzes Daseyn, und weiß, was gut und schön ist mit Nahmen zu nennen.

Alles mögliche von einer gewissen Seite betrachtet, läßt sich in einem ganz erträglichen Licht ansehen, denn nichts kann durchaus häßlich und böse seyn. Aber ebenso, wie wir von entfernten Körpern nur alsdann sagen, daß wir sie in ihrer wahren Gestalt erkennen,

wenn wir sie sehen, wie sie uns in der Nähe, in derjenigen Distanz erscheinen, welche ich die Sphäre der Betastung nennen möchte; eben so haben auch die moralischen Gegenstände ihre ausgemachte Distanz oder Sphäre, in der ihre verschiedenen Erscheinungen berichtigt und auf die beständigen Gestalten der Gegenstände reduziert werden können und müssen. Wer nicht für sich eine solche bestimmte Sphäre unwandelbar annimmt, sondern bald diese, bald in jene flattert; alle Augenblicke der Horizont wechselt, und überall zu Hause ist, der kann - vielleicht die Hälfte seiner Lebenszeit ein ganz guter Mensch scheinen; die andere Hälfte aber scheint er zuverlässig ein desto schlechterer; ein würdiger nie; ist keinen Augenblick ein ganzer Mann.

An eben diesen D[orenburg] [F. M. Leuchsenring] schrieb Eduard Allwill [Wolfgang Goethe]:

II. Fragment eines Originalbriefs von Wolfgang Goethe an Franz Michael Leuchsenring:

Das romantische Gebräuse Ihres jungen Grafen [des Erbprinzen von Darmstadt, dessen zweiter Hofmeister F.M. Leuchsenring war] ist unerträglich. Ein Clodius, der den Brutus spielen will. Was ich davon denke, darf ich der Mutter [der Großen Landgräfin, Caroline von Hessen Darmstadt] nicht sagen, wohl aber Ihnen. So ein Laffe, der alle Tage regelmäßig seinen dummen oder schlechten Streich spielt, mag sich einfallen lassen, die Welt sey nicht gut genug für ihn! Er soll doch nur ja mit ihr vorlieb nehmen, denn so wie der junge Herr [Erbprinz] beschaffen ist, ist er noch lange nicht gut genug für sie; und er mag nur zusehen, daß wir ihm nicht heut' oder morgen auf eine unebene Weise seinen Abschied ertheilen [ihn absetzen, ein demokratisches System einführen]. Mir fallen gleich Ohrfeigen ein, wenn ich Leute mit erhabenen Gesinnungen herankommen sehe, die nicht einmahl nur rechtschaffene Gesinnungen beweisen [an den Tag legen]. Und es macht mich gar nicht zufried'ner mit ihnen, wenn sie auch ihre schönen Gesinnungen mit sogenannten schönen Handlungen begleiten. Wer ein weiches Herz hat, etwas Feuer im Blut und viel Leichtsinns, besteht deren mehr als der Beste; hat aber am Ende eitel Aergernis angerichtet und für jeden Segen, der ihm ward, doppelten Fluch auf sich geladen. Spreu und Wind! Das Böse zu meiden, darum gilt's vor allem; daran übt, daran erkennt sich der rechte Mann. Mancherlei Gutes thun [ich sag' es noch einmahl] ist leicht, macherlei Großes [tun] - eine Lust: aber ohne Sünde bleiben, ohne Missetat - das ist - o wie schwer! Aber auch, wie weit erhaben über alles! Was heißt [was ist] der wunderbarste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampf? - Ein vortrefflicher Schriftsteller sagt irgendwo: Ich wüßte nichts Preiswürdiges, wozu nicht auch der äußerst mißratene, durchaus fehlerhafte Mensch zuweilen sich erheben könnte - Ordnung, Mäßigkeit und Beständigkeit ausgenommen.

Ich fordere Sie nicht auf, guter Eduard [Wolfgang Goethe], diese Auszüge mit den erheblichsten Stellen Ihres letzten Briefes an mich in Verbindung zu bringen. Wer weiß, was Sie leisteten? Ich hab' eine solche hohe Idee von Ihren philosophischen Gaben, daß ich Ihnen beynahe das Unmögliche zutraue. Allein Ihrem Herzen sey es anheim gegeben, wo die Fülle der Wahrheit sey, dort [in Ihrem Brief an mich] oder hier [in Ihrem Brief an

F. M. Leuchsenring]. Sie glauben ja Ihrem Herzen alles, ich glaub' ihm auch. Fragen Sie es, wann es sich am freiesten fühlte, wo es ganz einstimmte und mit Ihren Gedanken gleichen Strom nahm, ob bey den Briefen an D[orenburg] [F. M. Leuchsenring] oder bey dem an mich.

Lieber, offener - königlicher Jüngling! Ach, so tief herabgewürdigt - zum bangen, schielenden Sophisten!

Sie erinnern sich wohl schwerlich eines Briefes, den Sie mir vor anderthalb Jahren schrieben. Es war einer der ersten, nachdem Sie Wien [richtig: Darmstadt] verlassen hatten. Ich bin äußerst versucht, ihn hier ganz abzuschreiben; aber lesen Sie nur folgende Stellen wieder:

[Fragment eines Originalbriefs von Wolfgang Goethe an F. H. Jacobi, kurz nach dem Tod Henriette von Roussillons geschrieben:]

Wenn in den vergangenen Tagen, nachts vor [dem] Einschlafen, früh beym Erwachen, in jedem stillen Augenblick mein Wiener [richtig: Darmstädter] Aufenthalt mir vor die Seele trat, mancher entseelte Rest des vergangenen neues Leben erhielt, was [dazu] in Beziehung stand sich einigte [vereinigte, hinzukam], alles aufeinander wog[te], ganzer und inniger ward - und ich nun über vieles, o über so vieles in herbes, tiefes Trauern versank [wegen des Kindbettods seiner Geliebten], so fuhr's mir wohl unversehens wie ein giftiger Pfeil durch die Brust: was soll [all] dein Jammer, deine Reue, dein Klagen? Es ist nur Hohn damit! Ein unbezwinglicher Leichtsinn, eine verruchte Achtlosigkeit liegt zu tief in deiner brausenden, unaufhörlich gährenden Natur. Wer dich kennt, traut dir nicht, liebt dich nicht! - O, Luzie [F. H. Jacobi]! Bis zur [geistigen] Verwirrung hat's mich fast gebracht, dies Sinnen über mich selbst, dies Hadern mit mir. - Ich möchte nicht alles erzählen, wenn ich auch könnte.

Wie groß, wie lieb! Damahls, wie nah mein Eduard [Wolfgang] den Besten seiner Gattung! - Aber was half's? Sie wurden dennoch nicht weiser, und so mußten Sie bald nur desto thörichter, desto unglücklicher werden. Es kann nicht anders kommen; die unbesonnene Heftigkeit, womit Sie sich überall anwerfen, sich so vielfach zertrennen, muß die ungereimteste Verwirrung in Ihrem Wesen verursachen, der gänzlichen Zerrüttung es immer näher bringen. Alle Hände voll, wollen Sie doch immer noch mehr greifen, und können dann weder fassen noch halten. Ueberdem soll jeder Gegenstand des Genusses sich Ihnen noch in jedem andern Gegenstande vervielfältigen. Sie sind gerade der Mann, über den Sie spotteten, der von einem Orangenbaum Kastanien und von einem Kastanienbaum Orangen verlangt. Die leichtfertige Dirne soll auch die hohen Reize, alle Tugenden, die Liebe eines frommen Mädchens [haben], und das fromme Mädchen hinwiederum die schnöden Annehmlichkeiten, die ganze Thorheit der leichtfertigen Dirne besitzen; und wenn dergleichen sich nicht findet, dann ist's eine Noth, ein Jammer, daß man zweifelt, ob auch wohl diese Welt einen Gott zum Urheber haben könne? Und das heißt denn doch eines Sinnes seyn mit Natur! - Allwill [Wolfgang Goethe]! Sie eines

Sinnes mit Natur? [Sie], der Sie immerwährend die echtsten Bande der Natur auflösen, wahre, reine Verhältnisse zerstören, um erträumte, schimärische an die Stelle zu setzen - dann sich abarbeiten, alle Schwarzkünsteleien zu Hilfe nehmen, um den schwankenden Schatten zu befestigen; und da nichts destoweniger die Sonn' ihn verrückt [wie z. B. bei einer Sonnenuhr], dem Segenswandel der Sonne fluchen. - Sie eines Sinnes mit Natur? Wenn ich nur etwas wüßte, das der Natur entgegengesetzter wäre, als jene Unmäßigkeit, welche alle Bedürfnisse vervielfältigt und grenzenlosen Mangel schafft, mit seinen unendlichen Nöten, Angst, Schmerz, Gewalttätigkeit, Betrug, Arglist und Tücke. Nur einen flüchtigen Blick auf die Welt - was sie vermindert, verringert, was den schlechten Bürger gibt und den schlechten Staat, was den Acker verödet und des Lebens weniger macht überall. - Nichts anders als eben jene Ungenügsamkeit, jenes blinde Ringen nach allem, jenes Scheidekünsteleien an den Dingen, um das Wesen von der Substanz und die Wirkung von der Ursache abzulösen, um zu widernatürlichen Bedürfnissen widernatürliche Mittel zu erfinden. Ich weiß wohl, daß es wenig fruchtet, dagegen zu predigen, aber dafür zu predigen, die Theorie der Unmäßigkeit, des Lasters als die einzige Philosophie des Lebens, als den einzigen Weg der Glückseligkeit, ja zur höchsten Vortrefflichkeit anzupreisen, das wäre, däucht mich, doch wohl das unsinnigste Beginnen, das sich erdenken ließe, und das böseste.

Ja, Eduard [Wolfgang], Theorie der Unmäßigkeit, Grundsätze der ausgedehntesten Schwelgerei, das sind die eigentlichen Nahmen für das, was Sie mit so vielem Eifer, mit so ungemeinem Aufwand von Witz, Raisonement und dichterischem Schmuck an die Stelle der alten Weisheit zu setzen trachten; und das gewiß nicht auf anraten Ihres Herzens, das groß und edel ist, sondern Ihrer Sinnlichkeit zulieb, welche Sie, unter dem Wort Empfindung, so gern mit Ihrem Herzen in Eins mischen, wie wohl auch jeder andere Mensch mehr oder weniger tut, und nicht anders kann. Sinnesfreude ist die Lichtwolke, worauf alles Göttliche vom Himmel zu uns hernieder steigt; aber Dunst aus Moor und Gräften ist nicht diese Wolke vom Himmel, obschon er die Hügel hinan schleicht und Sonnenlicht hascht. Aber Sie können das nicht unterscheiden. Doch unterscheiden Sie übrigens so scharf, empfinden so reinweg alles Schöne! - Freilich aber auch alles Schöne so lebhaft, daß jedweder Eindruck davon Sie berauscht, Ihnen für die Zeit alle weitere Besinnung raubt. Nur ein Tropfen Nektar an des Bechers Rand, und Sie verschlingen, ohn' es zu merken, das abscheulichste Getränk. - Eine fürchterliche Bestimmung, dieser Eduard Allwill [dieser Wolfgang Goethe] zu seyn! Unaufhörlich, auf so mancherlei Weise, bis ins Mark erschüttert; und die Menge tiefer Leiden [wie die Trauer um Uranias Kindbettod] in der Folge. Armer! Daß Du nicht endlich [schließlich] mit zu Grunde gehst bey den Stößen, da alles an Dir zerschellt oder erstickt unter dem Schutt! - Immer doch ein mächtiger Genius! Wie ich sagte: *gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an Dich zu legen wagt.* [Siehe 2. Analogon]

Könnst' ich nur jedes liebe, unschuldige Geschöpf von deinem Bann entfernen! Ach, wieviele der Unglücklichen Du noch machen wirst, die Du ihrer eigentlichen Bestimmung, ihrem natürlichen Verhältnis entsetzen, sie aller Haltung für ihr künftiges Leben verlustig machen wirst! - Gutes Mädchen, das sag' ich nicht, daß er dich nicht liebt [nicht lieben würde], er liebt dich gewiß. Mit mehr Wahrheit vielleicht, als sonst kein Mensch dich lieben könnte; liebt gerad' alles wahrhaft schätzbare an dir, gerade das,

worinn deine gutgeschaffene Seele ihre angemessenste Tätigkeit, ihre eigenste Wonne fühlet. Nicht wahr, das fühlst du, das sichert dich, daß er dich innig liebt, wie du dich selbst und wie du ihn liebst. Und du hast Recht, so an ihn zu glauben; dein ist seine ganze Liebe. Aber, armes Kind! Allwill [Wolfgang Goethe] liebt nie anders, er ist immer seinem Gegenstand ganz [hingewendet]. Morgen vielleicht - der Ehre, einem vortrefflichen Mann, einer Kunst, vielleicht - einer neuen Geliebten. - Sieh', dieser Allwill [Goethe] - der Elende, muß unstet und flüchtig seyn; er ist verflucht auf Erden - aber *gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt.* - Eduard, guter Eduard, jammert Dich nicht das arme Geschöpf? O, so schone [es] dann! Schone! Schone!

Aber, was hilft mein Flehen, was hälfe das Flehen einer ganzen Welt! Deine Sinne, Deine Begierden sind Dir zu mächtig, und da sie eine so bequeme, täuschende Hülle an Deiner schönen Phantasie haben, wirst Du nie sie für das erkennen, was sie sind. Ach, die Bedürfnisse Deiner Sinne, die Täuschungen Deiner Sinne - glaube mir, Allwill - [schwindender Atem meiner Brust, komm, sammle dich, daß meine Stimme weniger bebe und ihr kranker Laut ihn erreiche] - Allwill [Goethe], es sind Mörder! - Hie und da her [Von hier und da] wird es Dir immer gräßlicher in die Ohren gellen: Mörder! - Meuchelmörder!

[Kommentar: Dies bezieht sich eindeutig auf Goethes und Uranias angebliche „Todsünde“, der außerehelichen Zeugung eines Kindes. F. H. Jacobi verurtheilte Wolfgang Goethe und bezeichnete ihn als Henriettes „Mörder“.]

So manches Unheil, so unsäglicher Jammer allein in diesem Bezirk der Menschheit durch Sie angerichtet, würde Ihnen die Nichtigkeit Ihres Systems hinlänglich bloßstellen, wenn es nicht ausdrücklich [von Ihnen] erfunden wäre, um Sie [selber] gegen dergleichen Ansichten zu erblinden. Da soll nun eine Menge herrlicher Empfindungen, welche sich anders nicht erwarten und zusammenbringen ließen, alles Böse mit Wucher ersetzen und dieser innere Genuß alle seine Kosten aufwiegen. Hierbey fällt mir ein, was ich Sie so oft vom Wissen sagen hörte. Sie vergleichen den großen Haufen uns'rer Studierenden mit Leute, die gar emsig hin und her liefen, um zu suchen - was sie nicht verloren hätten, wessen sie auch weiter nicht bedürften. Es sey eine Schande für den menschlichen Verstand, behaupteten Sie, daß wir Wissenschaft von Tag zu Tag mehr zu einem abgesonderten, absoluten Dinge machten, da sie doch von bestimmten Zwecken allein Ursprung und Wesen habe, nur Bescheid auf eine dringende Frage sey, wie diesem oder jenem Bedürfnis abzuhelfen [sei]; Baugerüst, Maschine, Instrument. - Ich fand und finde noch das so wahr, daß man sich nicht bekümmern sollte etwas zu wissen, aber nur - wie sich etwas mache oder tue, das einem Noth ist; belachte gern mit Ihnen die Thorheit alles müßigen Lernens und Spekulierens. Aber sagen Sie mir, lieber Eduard [lieber Wolfgang], ist es eine reellere Sache um das müßige Stammeln von Empfindungen, um das Bestreben, Empfindungen - zu empfinden; Gefühle - zu fühlen; findet nicht hier eine ebenso ungereimte Absonderung statt, wie dort beym Wissen? Ich glaube, wer eine schöne große Seele in der That besitzt, hält sich nicht damit auf, die Empfindungen, welche seine Handlungen betreiben, die entzückenden Gefühle, welche sie begleiten, auf solche Weise abzusondern; wird sich ihrer nie dergestalt bewußt, daß er sie in Ideen

aufbewahren und aus derselben Betrachtung einen unabhängigen Genuß sich bereiten könnte. Er sagt nicht, es ist Seligkeit in dieser Empfindung, in diesem Gefühl, sondern es ist Seligkeit in dieser That. Und das, Lieber, macht die Bahn des Edlen richtig.

Vor einigen Monathen starb ein Greis mit Nahmen Wigand Erdig; der hatte aus dem elenden Flecken D. eine ansehnliche Stadt voll glücklicher Bürger gemacht. Ich glaube nicht, daß er außer seinem Gewerbe viel mehr als seinen Katechismus wußte; aber seyn Gewerbe verstand er gut, war an Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit - an gesunde Vernunft gewöhnt, und so von Tag zu Tag klüger, geschickter, emsiger und unternehmender geworden. Nun legte er zu D. eine Tuchfabrik an. Der Fortgang seines Unternehmens litt unzählige Hindernisse; aber er war einmahl im Gedränge und mußte durch. Eine Noth nach der andern wurde ausgedauert; eine Schwierigkeit nach der andern überwunden; der Mann immer mutiger und weiser. Wenige Jahre [später], da waren fünfhundert Familien in seinem Brot; der benachbarte Bauer, um dieses zu schaffen, vermehrte seyn Haus und baute öde Ländereien an; es wurden fruchtbare Bäume gepflanzt und Gärten die Menge; die ganze Gegend füllte und verschönerte sich. Endlich ward diesen Glücklichen das Thal zu eng, da sprengten sie Felsen weg und stuften [legten Terrassen] die Berge hinan. Das alles brachte dieser einzige Mann zuwege und ohne andere Absicht [seines Bewußtseins], als um seyn Gewerbe in Flor zu bringen, seyn Haus zu gründen und seine Nachkommen in Segen zu setzen. Ebenso wurden ihm selbst die Eigenschaften ehrwürdiger Menschheit. Die Klugheit und die Unsträflichkeit seines Wandels hatten ihn bey seinen Mitbürgern in solches Ansehen gesetzt, daß sie ihn gleich einem Vater über sich walten ließen; seyn Begriff, das Licht seines Gewissens, galt ihnen mehr als alle Gesetzbücher. In den letzten Jahren, wenn der alte Erdig über die Straße kam, giengen die Leute vor die Häuser und wer ihm begegnete [ging] auf die Seite, um ihn mit gebührender Ehrfurcht zu begrüßen. Man muß die Leute sehen, wenn sie erzählen, wie der ehrenreiche Greis langsam so einher trat, gegen jedweden freundlich seyn leichtes Haupt neigte und einem all das Gute erinnerlich ward, das er gestiftet hatte. - Nicht Thränen, es kommt Ihnen sonst etwas in die Augen, verbreitet sich über Ihr ganzes Angesicht - Verheißung des ewigen Lebens. - Es ist bey Gott. - Allwill! [Goethe!] Dieser Glanz der Heiligkeit - wissen Sie etwas darüber?

Eure Flitterphilosophie möchte gern alles was Form heißt verbannt wissen; alles soll aus freyer Hand geschehen; die menschliche Seele zu allem Guten und Schönen sich selbst - aus sich selbst bilden und ihr bedenkt nicht, daß menschlicher Charakter einer flüssigen Materie gleicht, die nicht anders als in einem Gefäß Gestalt und Bleiben haben kann; laßt euch deswegen auch nicht einmahl einfallen zu erwägen, daß eitel [einfaches] Wasser in einem Glas mehr taugt als Nektar in Schlamm gegossen.

Unter allen Formen zu Bildung unserer Natur ist freilich die Form eines bloßen moralischen Systems die geringste und zerbrechlichste: aber besser als keine ist sie doch allemal. Gar alle Grundsätze verwerfen, weil man öfter Grundsätze unzulänglich oder unwirksam befunden [hat], ist klarer Unsinn. Was nützen Erfahrungen, wenn nicht durch ihre Vergleichung standhafte Ideen zuwege gebracht werden; und was wäre überall mit dem Menschen vorzunehmen, wenn man nicht auf die Wirksamkeit solcher Ideen zu fußen hätte? Auch nehmen wir so allgemein für den eigentümlichsten Vorzug der

Menschheit an, nach Grundsätzen zu handeln, daß der Grad der Fertigkeit hierin den Grad unserer Hochachtung oder Verachtung bestimmt. Wir preisen denjenigen, bey dem - der Empfindung das Gefühl, und dem Gefühl der Gedanke die Waage hält. Also nicht unsere Gefühle verringern, nicht sie schwächen will die Wahrheit, sie nur reinigen will sie; und dann bis zur Lebhaftigkeit des Gefühls den Gedanken erhöhen; also die Empfindung überhaupt - schärfen, vergrößern. Ich weiß, daß Sie mehrmahls, von hoher Idee begeistert, heftige Begierden überwand, Leidenschaften zu Boden schlugen. Haben Sie jemahls sich größer gefühlt, als in diesen Augenblicken? Waren Sie je freudiger, triumphierender? Auf nichts dünken Sie ja sich mehr, als daß gewisse Ideen so fest in Ihnen halten, daß kein Vorfall Ihren Glauben daran einen Augenblick irre machen könnte, Sinne und Imagination möchten vospiegeln was sie wollten. Edler Stolz kann nie eine andere Quelle haben. Jede Erhabenheit des Charakters kommt von überschwenglichster Idee. Als Portia den Brutus überführen wollte, daß ihre Idee fähig sey, die seinige in allen ihren Unternehmungen zu begleiten, wußte sie kein besseres Mittel, als ihm eine Probe vor Augen zu legen, daß sinnliche Eindrücke nichts über sie vermöchten. Steigen wir von der Heldensitte bis zum gefälligen Wesen unserer Tage herab, überall sehen wir am mehrsten [am meisten] geehrt, was Obermacht des Gedankens über Triebe beweist. Seien die Lebensarten noch so verschieden, die Gebräuche noch so mannichfaltig und abwechselnd, jene Uebereinstimmung wird, bey genauer Untersuchung, überall sich zeigen; sie erstreckt sich bis auf die Urtheile von Mienen und Geberden, und führt uns selbst zur Quelle aller Begriffe von Anständigem und Unanständigem. Wo Gedanke den Menschen zu verlassen scheint, wo er ganz dem Triebe allein ist; wo er von diesem - nur sich übernehmen läßt; wo er sich nur der Gefahr aussetzt, von ihm übernommen zu werden, da fühlen wir Unanständigkeit.

Es ist ganz zum Vortheil der Grundsätze, was Sie am Anfang Ihres Briefs von den widersprechenden Erscheinungen im Menschen anführen, wo ihm wechselweise - seine Weisheit zur Thorheit und seine Thorheit zur Weisheit werde. Man sollte glauben, eben die feine Organisation, welche sie zu dergleichen Bemerkungen geschickt gemacht, Ihnen Materie und Form dazu bietet, müßte Ihnen auch die Ueberzeugung aufdringen, daß dem Menschen eine feste Lehre der Glückseligkeit, daß ihm unverbrüchliche Vorschriften des Verhaltens unentbehrlich seien: was anders kann in seinem Tun ihn sichern, was als einen zuverlässigen Mann ihn darstellen? - In alle Wege muß er verloren gehen.

Den eingestanden Wankelmut des menschlichen Herzens sogar bey Seite und angenommen, das Ihrige wäre so beschaffen, daß es Sie immer zum Guten leitete, nur aber auf eine Weise, welche der eigentlichen Ordnung zuwider liefe; so müßte dennoch Ihr Charakter verwildern, so müßten Sie eben darum ins ärgste Verderben sinken, weil Sie so sehr über Ihre Brüder erhaben wären. Es könnte nicht fehlen, indem Sie diejenigen Gesetze angriffen, welche der allgemeine Menschensinn für unverbrüchlich erklärt, daß Ihnen beynah jedweder im Wege stünde, Ihre Bestrebungen hemmte, unwissend oder aus Absicht Ihnen die äußerste Qual verursachte, kurz, daß jedermanns Hand sich wider Sie erhöhe: zwiefach wäre dann gegen jedweden die Ihrige. Ekel, Gram und Haß nähmen ihre Seele ein, mit der Gewalt drängen Sie nicht durch, Sie müßten also, um Ihr erhab'neres Leben zu retten, List, Verstellung, Betrug zu Hilfe rufen, lauter krumme Wege gehen;

dies entzweite Sie notwendiger Weise mit sich selbst und so müßten Sie bald voll tiefen Greuels sich und die Welt verfluchen.

Schnöde Prahlerei, daß Ihr Herz immer freyer und freyer schlage; es kann nicht frey schlagen, so lang es Geheimnisse des Frevels und der Schande zu bergen hat [F. H. Jacobi meint unzweifelhaft Goethes Liebestragödie mit Henriette von Roussillon]; so lange es vor dem Blick des Unsträflichen sich zusammenziehen - vor dem Atem des Reinen ersticken muß in seinem Blut - damit nur Deine Stirn weiß bleibe, wenn er Dinge der Finsternis mit ihrem Nahmen bezeichnet und du fühlst, er redet von deinen [Wolfgang Goethes] Taten - Allwill [Goethe], mir schaudert die Haut, wie ich dich manchmahl beben, vergehen sah; bis zur Ohnmacht in Verwirrung über dem absichtslosen Wort eines Thoren, eines Kindes, über den Mutwillen eines Gassenbuben, die Schmäreden eines Trunkenen.

Aber Sie haben wohl nunmehr dergleichen Schwachheiten von sich abgeworfen. Aus einem Stück Ihres Briefs, wo Sie die Zweideutigkeit aller Tugenden zu erwerben [entwerfen] trachten, erhellt, daß Sie wenigstens mit großer Mühe daran arbeiten. Ich will Sie nicht stören, Eduard [Wolfgang]. Doch zur Erholung laßen Sie mich erzählen, was ich gestern von ohngefähr [zufällig] in meinem ehrlichen Montagne las, und dann eine Anekdote, die ich weiß. Der treuherzige Montagne erzählt, daß man ihn nie hätte vermögen können, für König und Vaterland sogar, in etwas Schlechtes zu willigen. Er glaubte, wenn er einmahl sich selbst wäre untreu geworden, würde er leichter nachher es auch dem Staat werden. Man muß eine Sache Gott überlassen, sagt er, wenn menschlich zu helfen unmöglich ist, und was ist unmöglicher, als daß ein rechtschaffener Mann Treu und Glauben verlasse? Was kann weniger seyn, als was ein Mann von Ehre nur mit Ehr- und Worteschmach bewerkstelligen könnte? Hiernächst erwähnt er unter andern des Epaminondas, des vorzüglichsten unter den Menschen, bey welchem jede einzelne Pflicht in so hohem Ansehen war, daß er nie in der Schlacht einen Ueberwundenen zu Boden stieß, der um des unschätzbaren Gutes willen, die Freyheit seinem Land zu verschaffen, sich ein Gewissen machte, ohne die Form der Gerechtigkeit, einen Tyrannen oder seine Mitgenossen umzubringen, und der denjenigen für einen schlechten Menschen hielt, so ein guter Bürger er auch seyn mochte, der unter den Feinden und in der Schlacht seinen Freund und seinen Gastgeber nicht verschonte.

„Gräßlich von Eisen und Blut kommt er zertrümmernd und durchbrechend eine Nation, unüberwindlich gegen jedermann als gegen ihn allein, und geht seitwärts im Handgemenge bey [der] Begegnung seines Gastes und seines Freundes. Wahrhaftig dieser da regierte im eigentlichen Verstand den Krieg vollkommen, der ihn das Gebiß [Geheiß?] der Güte erdulden machte, im Beginn seiner stärksten Hitze so entflammt als er war und schäumend vor Wut und Mord. Es ist Mundwerk mit dergleichen Handlungen einige Art von Gerechtigkeit vereinbaren zu können, aber es gehört nur für die Energie des Epaminondas, die Sanftmut der mildesten Sitten und der reinsten Unschuld damit vereinbaren zu können“

„Wenn es Größe des Mutes ist und die Wirkung einer seltnen und besondern Tugend, um des gemeinen [allgemeinen] Wohls willen und der Obrigkeit zu gehorchen, Freundschaft, persönliche Pflichten, Verwandschaft und Wort für nichts zu achten, so ist

es wahrhaftig genug, um uns los davon zu sagen, daß es eine Größe ist, die in der Größe des Mutes des Epaminondas nicht Platz finden kann.“

Nun die Anekdote. Sie kennen Auguste von G., die treue, makellose Seele, die so einzig ist, weil sie nur für das Gute und Wahre Begriffe hat, nur für das Gute und Wahre Witz und Laune. Eine unseelige Kokette verführte ihren Mann. Auguste, im höchsten Grad arglos, merkte lange nichts. Weil aber G. genötigt war, ihr manche Unwahrheit vorzutragen, und, wie bekannt, eine jede Unwahrheit Lügen ohne Zahl gebiert, so mußte das liebe Weib wohl endlich merken, daß es hintergangen wurde. Nun begab es sich an einem Tag, daß ihr, in des Mannes Gegenwart, auf einmahl zwei recht frappante Betrügereien offenbar wurden. Sie können sich G.s Zustand einbilden [vorstellen]. Kaum war der Freund, welcher unschuldiger Weise die Sache ans Licht gebracht hatte, zur Thür hinaus, so hub Auguste an: „Höre doch, Max, Du hattest mir ja diese Sache so, und jene so gesagt; und ich hör es nun so ganz und gar anders? Ich merke seit einiger Zeit, daß Du mir öfters Unwahrheiten sagst. Wenn Du wüßtest, wie mich das betrübt!“

„Freilich“, antwortete G., „aber das ist nicht meine Schuld; wer sich unbescheidene Fragen erlaubt, der zwingt den andern zur Lüge.“

„O Gott“, sagte Auguste mit freundlicher, weinender Stimme. „Wenn ich denn nur wüßte, was ich nicht fragen muß; ich wollte gewiß nie so etwas fragen, damit Du nie zu lügen brauchtest.“

Ist Ihnen eine Lüge bekannt, Eduard [Wolfgang Goethe], die an Kraft zum Guten, auch an Erhabenheit, diesem unschuldigen Gebet meiner Auguste um Wahrheit gleich zu schätzen wäre?

Unschuld, Eduard [Unschuld, Wolfgang], lieber, lieber Eduard [lieber, lieber Wolfgang]! Unschuld! Unschuld! So fieng ich an und so schließ' ich. - Süße, reine, ewige Wonne der Unschuld - das ist es doch, ja, Eduard [ja, Wolfgang]! Das ist es, was auch Du suchst - ach! Auf dem Weg der Verstockung! - Liebes Mädchen, eile! Eile, Freundinn, daß seyn Auge dich erreiche und er zurückfliege! Liebe allein kann ihn retten; kann seinem Herzen den Geschmack an Unschuld wiedergeben. So komm denn doch, holdes Mädchen! Zeuch den Blick aus seinem Auge, der alle Sehkraft verschlingt und er wird ferner nicht leichtfertig umhergaffen. Füll' ihm die Seele mit der Wonne, die keinen Zusatz verträgt, und sie wird - lauter werden. Dann reich' ihm deine Lippen und er wird schwören und wird's halten, daß er alle seine Freuden allein von dir nehmen will. - O der Tage, wo ich noch glaubte, selbst berufen [gewesen] zu seyn, dein Wesen durch Liebe zu heiligen! - Ich merkte bald meinen Irrtum, aber das trennte mich nicht von dir. Was schadete das meiner Liebe, daß du mich nicht ebenso lieben konntest? Bloß für dein Bild in meiner Seele, hätt' ich den Himmel gelassen. Aber es kam eine Stunde, da fühlte ich, daß ich wohl einst dich würde verachten müssen, daß ich wohl einst würde aufhören müssen, dich zu lieben: da floh ich, da suchte ich von mir zu retten, was noch zu retten wäre. - Ich sey von Schwärmerey, ich sey an der Einbildung gestorben, wird es heißen. - Nun ja! - Wenn nur Du auf mein Grab kommst, Eduard [Wolfgang Goethe], mit dem Mädchen, das ich dir rief, mit dem Mädchen, das dein Wesen erneuern, zu jeder Freude der Menschheit deine Sinne wieder rein stimmen soll! Dann wirst Du immer nur eins, das Köstlichste, wollen, anekeln [wird dich] alles andere; wirst dies Köstlichste, Liebste mit deiner ganzen Kraft genießen, und darum jeden Genuß des Aehnlichen, [des] Geringern

für [keinen?] Verlust achten. - Ja, Eduard [Wolfgang Goethe], du kommst auf mein Grab mit dem Mädchen, und küssest ihm da den himmlischen, ewig neuen Kuß der Treue. Komm nur bald!

Analogismen zum >Allwill<

Zum >Allwill< finden wir hunderte von Analogismen, wenn wir in Goethes Briefen von 1772 - 1776 blättern, die derartig „in die Augen springen“, so daß ich es mir erlassen kann, Papier und Zeit zu verschwenden, sie an dieser Stelle aufzuführen. Nur einige wirklich durchschlagende Analogismen müssen hier genannt werden.

1. *Analogon*: Wie Jacobi zu dem Namen „Allwill“ kam, das geht höchstwahrscheinlich aus einem Brief Goethes an Herder hervor.

WA IV.2, Brief Nr. 81 [Herbst 1771]

... Schicken Sie [Herder] nur Ihre [Übersetzungen aus Werken Shakespeares] auf den 14 Oktober [Namenstag William [Wilhelm] Shakespeares]. Die erste Gesundheit nach dem Will of *all Wills* soll auch Ihnen getrunken werden ...

Möglicherweise trug Goethe im Kreis der Empfindsamen den Spitznamen „Allwill“, wegen seiner Wortkonstruktion „Will of all Wills“.

2. *Analogon*: Vergleiche damit den Brief Goethes an Christian Kestner von Juni 1773:

WA IV.2, Brief Nr. 157

... Von mir sagen die Leute, *der Fluch Cains läge auf mir*. Keinen Bruder hab ich erschlagen Und ich denke, die Leute sind Narren ...

3. *Analogon*: Siehe dazu den Brief Caroline Flachslands an Gottfried Herder, vom 13. April 1772 [103. Brief]:

... Der arme Mensch [Wolfgang Goethe] erzählte meiner Schwester und mir den Tag vorher, daß er *schon einmahl geliebt* hätte ...

III. Teil

Goethe und Jacobi -

Ihre wechselhafte Beziehung zueinander

Friedrich Heinrich Jacobi stand bereits zu einem frühen Zeitpunkt in freundschaftlich - literarischer Beziehung zum Kreis der Empfindsamen in Darmstadt. Dies geht aus einem Brief Jacobis an Sophie de La Roche hervor:

... Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber [F. M. Leuchsenring] jetzt zu Bergzabern an einem rosafarbenen seidenen Bande, hinter der elysischen Zieglerin [Lila], und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen- [Kamillen-] und Rosenblätter [ab].

Franz Michael Leuchsenring, Sophie de La Roche, Heinrich Merck und sogar Wolfgang Goethe selber waren F. H. Jacobis Hauptinformanten, was Henriette Alexandrine von Roussillons Liebesgeschichte mit Goethe und ihr tragischer Tod betreffen.

Goethe schrieb am 12. Mai 1773 an Sophie de La Roche, noch kein Monat nach Uranias Tod:

WA IV.2, Brief Nr. 152:

... Leuchsenring wird Ihnen wunderbare [richtig: wunderliche, erstaunliche] Geschichten erzählen, und auch ich habe Ihnen viel zu sagen; sobald's ruhig um mich ist, wird mir's aller Trost sein, Ihnen schreiben zu können, wie ich mich auch mit der Hoffnung nähre, Sie noch diesen Sommer zu sehen. Denn ich bin allein, allein, und werde es täglich mehr. Und doch wollt' ich's tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden, und meist getrennt werden. [Unzweifelhaft meint Goethe damit Urania.] Aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen! Das ist ein trauriges Rätsel ...

Leuchsenring besuchte außer Sophie de La Roche gewiß auch F. H. Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf. Denn er schrieb am 9. Mai 1773 an Iselin, daß er „zuerst noch 14 Tage bey seinen Freunden herumgezogen war“, bevor er [mit der Homburger Landgrafenfamilie, wobei sich auch Lila befand] nach Holland weiterreisen würde.

Goethe machte sich als Rezensent der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ die Gebrüder Jacobi nicht eben zu guten Freunden. Im Brief vom August 1773 gesteht er Frau von La Roche:

WA IV.2, Brief Nr. 165

... Da ich fertig bin, liebe Mama, fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin, hab ich mich denn nicht auch bey ihren Weibern, Tanten und Schwestern, eingenistet; das gibt ihnen nach der strengsten Compensation ein Recht auf meine [Halbschwester] Cornelia.

Im Brief an Christian Kestner vom 15. September 1773 wird Goethe noch deutlicher:

WA IV.2, Brief Nr. 167

Des Kammerrat Jacobis Frau war hier; eine recht liebe, brave Frau, ich habe recht wohl mit ihr leben können, bin allen Erklärungen ausgewichen und habe getan, als hätte sie weder Mann noch Schwager. Sie würde gesucht [versucht] haben, uns zu vergleichen [gemeint ist: zu versöhnen], und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie itzt [jetzt] verachte, und dann will und muß ich sie lieben.

Dieser Satz sollte sich bewahrheiten. Durch die Romane >Allwill< und >Woldemar< hatte F. H. Jacobi tatsächlich die „Druckmittel“ gefunden, durch die Goethe „gezwungen“ war, die Gebrüder Jacobi zu achten. Bis es zur Niederschrift dieser „Werke“ kam, bedurfte es aber noch weiterer Begebenheiten.

Goethes wunderliches Benehmen in Wetzlar blieb den Jacobis ebenfalls nicht unbekannt. Goethe schrieb an Christian Kestner im Oktober 1773:

WA IV.2, Brief Nr. 175

... Hat Lotte den Canonicus Jacobi gesehen, gesprochen. Er ist auf sie aufmerksam gewesen, merk' ich. Ist er noch da?

Im Sommer des folgenden Jahres besuchte Goethe die Gebrüder Jacobi in Pempelfort bei Düsseldorf. Ohne sich anzukündigen, platzte er in ihr Haus. Alles vergessend, was er früher über die Jacobis gesagt und geschrieben hatte, warf er sich ihnen in die erstaunten Arme, öffnete er sich ihnen ganz, vertraute er ihnen vieles an, über sein früheres Leben, seine Liebe zu Urania, viel zu viele Andeutungen und halbe Geständnisse - Der Freundschaftstaumel hielt nicht lange an.

Ende Septmber 1774 erhielt Fritz Jacobi den >Werther<. Goethe ahnte nichts Gutes als er Ende September 1774 an Johanna Fahlmer schrieb:

WA IV.2, Brief Nr. 254

... Was schreibt Fritz [Jacobi]? Hat er Werthern [ein Exemplar des >Werther<]? Ich mag ihm nicht schreiben, nichts schicken, um ihn nicht zu stören, wenn er ihn hat.

Im Oktober 1774 erhielt Goethe einen empörten, ja einen erzürnten Brief von Christian Kestner, der sich bitterlich bei Goethe über die Rollen beschwerte, die er ihnen als Lotte und Albert im >Werther< zudachte. In mehreren Briefen versuchte Goethe sich bei dem Ehepaar Kestner zu entschuldigen, ihre Bedenken auszuräumen.

Von Ende Januar bis zum 5. Februar 1775 weilte Fritz Jacobi bei Goethe in Frankfurt. Als Jacobi abreiste, hatte ihre Freundschaft ein Ende gefunden. Goethe schrieb an Jacobis Ehefrau Betty am 6. Februar 1775:

WA IV.2, Brief Nr. 288

Liebe Frau, Fritz ist nun fort, und wie wohl es uns war, können Sie denken, weil es uns, besonders mir, auf die letzt etwas weh bei der Sache wurde, und ich Fritz bat, zu gehen; auch ist mir schon etwas besser, ob er gleich noch nicht 24 Stunden fort ist ...

Der Grund war der und ist aus dem >Allwill< klar herauslesbar: F. H. Jacobi spielte sich als Moralprediger vor Goethe auf. Goethes >Werther< hatte er, als Mitwisser von

Goethes Liebestragödie mit Urania, gewiß beim ersten Lesen durchschaut. Er machte Goethe Vorwürfe über die vielen kompromittierenden Szenen, die sich für das Ehepaar Kestner darin befanden. Goethes Werk >Stella<, das Jacobi möglicherweise als handgeschriebenes Manuskript lesen konnte, worin Goethe die Bigamie nicht gerade verherrlichte, aber doch als Ausweg für drei liebende Herzen darstellte, empörte Jacobi. Und mit gutem Grund, denn er war selber ein - Bigamist.

Goethe schrieb im Februar 1775 besorgt an Heinrich Merck:
WA IV.2, Brief Nr. 292

Du hast nun Fritzen [Fritz Jacobi] gehabt, Schreib mir, wenn er angekommen, wie und was mit euch [ge-] worden ist, dafür hast Du auch ein Liedlein ...

Die Stationen von Jacobis Reisen waren die: zuerst besuchte er Sophie de La Roche in Koblenz, dann Goethe, dann Merck. Auf dieser Reise sammelte er möglicherweise seine letzten „Informationen“ über Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. Von Goethes Briefen, die an Heinrich Merck, Sophie de La Roche und an F. M. Leuchsenring gerichtet waren, machte Jacobi sich in unbeobachteten Stunden heimlich Abschriften. Was ein Goethe kann, kann ich schon lange, dachte sich wohl Fritz Jacobi, setzte sich hin und schrieb den Briefroman >Allwill<, richtiger ausgedrückt, er „schnitt“ ihn aus echten Goetheschen Briefen zusammen.

In der „Deutschen Rundschau“ steht ein Artikel von Professor Wilhelm Scherer aus Straßburg mit Titel „Bemerkungen über Goethe's Stella“. In diesem Artikel fand ich die Antwort auf die Frage, warum und weshalb F. H. Jacobi Goethe so sehr haßte und mit den Romanen >Allwill< und >Woldemar< absichtlich bloßzustellen versuchte. Hier Auszüge aus dem oben genannten Artikel.

Unterkapitel: *Der Stoff*

Woher Goethe den Stoff zur >Stella< genommen hat, das steht so ziemlich fest. Der Name „Stella“ kündigt zu offenbar die Quelle an. Der Name ist nicht von Goethe erfunden, um auf den Sternenglanz einer liebenden Geliebten zu deuten, wie Düntzer³ anzunehmen scheint. Der Name ist von Jonathan Swift zuerst gebraucht, um seine geliebte Esther Johnson poetisch zu bezeichnen. Schon Caro, Hettner - ich weiß nicht, ob andere - haben daher das Doppelverhältnis Swifts zu Stella und Vanessa herbeigezogen, jenen erschütternden Roman, der in den zugänglichsten Berichten über Swifts Lebensgeschichte im vorigen Jahrhundert [im 18. Jahrhundert] erzählt wurde - denselben Stoff, der wahrscheinlich Lessing bei der Miß Sara Sampson vorschwebte und den Goethe ohne allen Zweifel kannte. Die Gestalt Swifts, des Dechanten von St. Patrick, war ihm und seinen Genossen sehr geläufig. Herder hatte eine so große Vorliebe für ihn, daß er selbst den Beinamen „der Dechant“ davon trug.

An Swift hatte Stella die älteren Rechte. Aus London schrieb er der fernen Geliebten ausführliche Tagebücher von beispielloser Offenheit, voll von den innigsten Äußerungen sehnsüchtiger Zärtlichkeit. Plötzlich wird er einsilbig und kalt. Er hat Vanessa kennen gelernt. Er liebt sie, er wird geliebt, ja, sie kommt ihm mit dem Geständnis zuvor. Er ist entschlossen, sie nicht zu heiraten, um Stellas willen. Aber er hat lange nicht die Kraft,

³ Erläuterungen zu den deutschen Classikern, Bd. XIII.

sie zu meiden. Endlich verläßt er London, kehrt in Stellas Nähe zurück, bittet Vanessa, ihm nicht zu folgen. Sie tut es doch. Mag er sie rauh behandeln, sie liebt ihn um so glühender, er wird gerührt und neu gewonnen.

Stella litt unter diesem Kampf entsetzlich. Liebe und Eifersucht brachten sie an den Rand des Grabes. Swift will alles tun, was ihr Ruhe und Trost bringen kann. Sie verlangt, Swifts Frau zu werden. Swift willigt in die Verheiratung unter der Bedingung, daß dieselbe Geheimnis bleibe. Vanessa, die nicht abläßt von dem Geliebten, hört gleichwohl davon, schreibt an Stella, um sie selbst zu fragen; diese bejaht und sendet den Brief an Swift. Wutentbrannt eilt er zu Vanessa, wirft den Brief auf den Tisch und entfernt sich sprachlos.

Vanessa fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf. Swift und Stella versöhnten sich nach einiger Zeit. Aber sie kränkelt dem Tod entgegen. Auch jetzt weigert sich Swift, ihre rechtmäßige Verbindung öffentlich bekannt zu machen. Man weiß bis heute nicht den Grund seiner Weigerung.

Lessing sah dem Stoffe das Dramatische an. Er reduzierte ihn auf seine wesentlichen Bestandteile: der Held, welcher eine Frau verläßt, weil es ihn zu einer andern zieht - die beiden Frauen, welche, in irgend einer Weise zusammengebracht, auf einander stoßen - der Konflikt, in welchen der treulose Mann dadurch eingeklemmt wird - sein Schwanken - die Katastrophe. [...]

Auch Goethes Stella ist „so krank, so liebeskrank“ wie Swifts Stella; und der Name ihrer Freundin Sara, die um sie weint, klingt eigentümlich aus Lessing nach. Auch Goethes Stella fragt sich vergeblich, warum sie nicht in bürgerlicher Ehrbarkeit dem unwiderstehlichen Verführer angehören konnte. Aber die Frage taucht nur auf, sie fügt sich in alles, was der Geliebte will, und wenn es auch eine Grille wäre. Das Benehmen Fernandos aber ist durch seine frühere Ehe zwingend begründet.

Aus der Geschichte Swifts, wie aus Lessings „Miß Sara“ hat doch Goethe wesentlich nichts als den äußeren Umriß entnommen. Aber er schafft ein reines Gegenbild zur Sara. Bei Lessing überbietet sich alles in heftigem Begehren; bei Goethe überbietet sich alles in großmütigem Verzichten.

Goethe wollte einen versöhnenden Abschluß, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen. Er wollte eine Liebe darstellen, welche alles überwindet, welche zu der Eifersucht sagt: „Furie, wo ist deine Geißel?“ Er konnte daher keine heftige, leidenschaftliche Vanessa, er konnte keine buhlerische, dämonische, zum Verbrechen bereite Marwood, er konnte nur eine sanft duldende, hochherzig verzeihende Cäcilie brauchen. Sie durfte den geliebten Mann nicht verfolgen, sie durfte Stella nicht zum Opfer der Rachsucht ausersehen: der Zufall mußte sie mit ihr und Fernando zusammenbringen, eine Reihe von Zufällen zur Lösung mitwirken, deren bleibender Erfolg gleichwohl ganz auf Cäciliens Charakter gestellt ist.

Traut man in Wahrheit Goethe eine so rohe Erfindung zu, daß Fernando sich bei einer Art Harem beruhigt, genau nach der Sage vom Grafen von Gleichen: eine Wohnung, ein Bett und ein Grab?

Die Sage im Munde Cäciliens bedeutet nur: „Wir wollen beisammen bleiben.“ Ihre Gesinnung dabey ist keine andere, als die sie unmittelbar vorher mit den Worten ausspricht: „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein! Ich will entfernt von Dir leben und ein Zeuge Deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein, Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben sein,

und die meinen sollen Dir als ein lieber Besuch erscheinen - und so bleibst Du mein.“ Das ist in Wahrheit ihr inneres Verhältnis zu Fernando. Sie muß daran fest halten, nur die örtliche Trennung kann sie fallen lassen.

Wenn Goethe roher gewesen wäre oder dem Publikum die Rohheit eines Mißverständnisses zugetraut hätte, so konnte er seine Meinung leicht deutlicher aussprechen; aber vielleicht ließ er gern das Publikum im Zweifel: mochte jeder nach eigenem Gefühl sich das Zusammenleben ausmalen, die edleren Seelen konnten ihn nicht mißverstehen.

Für jeden zum Begreifen willigen Sinn hat Goethe die Lösung von Anfang an vorbereitet. Ein so durch und durch enthusiastisches Stück mußte enthusiastisch schließen, mit einem großartigen Aufschwung aller hochherzigen Gefühle. Will man es in die Prosa des bürgerlichen Lebens zurückversetzen, so wird man annehmen, daß die Handlung sich vollziehe in einem Land, dessen Gesetze die Ehescheidung nach beiderseitigem Einverständnis gestatten, - daß Cäcilie von Fernando geschieden wird, Fernando und Stella sich heiraten, und Cäcilie ihnen in der Nähe oder in der Ferne, wenn man das vorzieht, als Freundin zur Seite steht.

Der Sache nach kommt es auf dasselbe hinaus. Es ist nur kein gewöhnlicher Vorgang. Aber man hat den Dichtern sonst gestattet, das Ungewöhnliche darzustellen; ja, man hat gemeint, es sei recht eigentlich die Aufgabe der Poesie, das Seltene in den menschlichen Begebenheiten zu entdecken und für die Phantasie glaublich zu vergegenwärtigen.

Gegen die >Stella< aber war die öffentliche Meinung mehr und mehr unversöhnlich; man sah darin einen Angriff auf die Monogamie; und Goethe selbst, der gegen diese einst so geliebte Tochter später gleichgültig wurde, hat sie verstoßen und durch die nachträgliche Änderung mit dem tragischen Schlusse fast der öffentlichen Meinung Recht gegeben.

Die ganze Lösung in der ursprünglichen Fassung ist, wie ich schon sagte, auf den Charakter Cäciliens gebaut. „Leidend lernt' ich viel“, sagt sie von sich selbst. Sie lernte fremdes Leid, fremde Liebe verstehen. Sie lernte verzeihen. Sie lernte auch entsagen. Sie ist ein kummervolles, klagendes Weib; aber sie klagt wie jemand, der in seinem Leiden vollkommen heimisch geworden ist und vom Leben nur noch wenig verlangt. Wenn sie den einstigen Geliebten, den einst angebeteten Gatten als Freund wieder erhält, so ist das mehr, als worauf sie noch rechnete. Das Leid, ihn verloren zu haben, ist für sie irreparabel: mit neuer Jugend kann sie nicht ausgeschmückt werden, die verlorenen Jahre sind nicht einzubringen, neues Glück mit alter Lebensfreudigkeit zu erfassen, ist sie nicht fähig. Ihre Stille in sich, ihre reife Entbehrungskraft macht sie gelassen in allen Entschlüssen und Handlungen und feind der Gewalttätigkeit. Sie ist überschauend, leitend, sorgt für die anderen, führt alles zum Guten.

Wenn Cäcilie nicht reich ausgestattet ist, wenn ihre ganze Erscheinung etwas Nüchternes und Ärmliches hat, dessen sie sich wohl bewußt ist, das namentlich in der Erzählung von ihrem verlorenen Glück hervortritt: so geschieht dies zum Teil um Fernandos willen, damit er nicht ganz als Ungeheuer dastehe, damit man seine Untreue begreife. Und ein weiterer Grund wird sich unten noch zeigen.

Diesen einen Zug weggedacht, ist ihr Wesen auf stillleidende, gefaßte Schwermut und durch Leiden errungenen Lebensverstand gebaut. Die leichte und frohe Jugend, die glückliche Zeit der rosenfarbenen Zerstreungen, wo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet, liegt lange hinter ihr.

Ich will gleich hier nicht verhehlen, daß ich mit Urlichs⁴ glaube: Goethe hatte für diese Gestalt ein Modell in der „lieben, liebevollen, schwermütigen Seele“ von Johanna Fahlmer.

Auch Johanna hatte eine glückliche, lichte Jugend. Auch sie war jeder Aufopferung fähig. Auch sie lebte zu Frankfurt in der resignierten Sehnsucht nach einem fernen geliebten Freunde [gemeint ist: F. H. Jacobi] und stand ihm und seiner Frau als die treueste Freundin zur Seite.

War dieser Freund jemals ihrem Herzen so schicksalsvoll nahe getreten, wie Fernando dem Herzen Cäciliens? Hatte sie ihn leidenschaftlich geliebt?

Urlichs bejaht die Frage. [...]

Unterkapitel: Der Anlaß

„Meine Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind“, schrieb Goethe an Gräfin Stolberg um die Zeit, als >Stella< bis zum fünften Akt hin gedieh. Sollte das gerade für die >Stella< nicht wahr sein? Sollten ihn hier nur die Verworrenheiten eines fremden Menschen⁵ gereizt haben, der längst tot war und ihn nichts anging?

Wenigstens legten die moralischen Neigungen der siebziger Jahre [des 18. Jahrhunderts] die Wahl des Stoffes nahe. Man war mehr geneigt, Empfindungen zu hegen als zu unterdrücken, mehr geneigt, zu verzeihen als zu verdammen. Wir befinden uns in der Epoche der Humanität. „Er fühlte Menschheit! Er glaubte an Menschheit!“ sagt Cäcilie von dem Grafen von Gleichen, als er die schöne Heidin mit sich nimmt. Es war kein Zufall, daß Goethe unbewußt darstellte, was sich in einem norddeutschen Amtshause wirklich vollzog. Mit welcher Empfindung mußte Bürger die >Stella< lesen! Und Sprickmann schreibt, im Gefühl eigener Lebenswirren: „Stella's sind keine Träume; aber weiß Gott, auch Fernando's nicht!“

Daß Fernando kein Traum ist, empfand Goethe selbst. Das Motiv des unsteten Mannes, der das Lebensglück eines Weibes auf dem Gewissen hat, kehrt in seiner Dichtung unmittelbar nach Straßburg und Sesenheim fort und fort wieder, und Goethe spricht ausdrücklich von reuigen Bekenntnissen beim Weislingen und Clavigo. Auch Faust und Fernando und „Es war ein Buhle frech genug“ gehören in dieselbe Reihe.

Es kommt aber noch ein anderes Motiv hinzu, das eigentlich charakteristische für das Stück: ein erreglicher Mann im Verhältnis zu zwei Frauen, sein Herz schwankend in Doppelliebe oder in dem Konflikt zwischen Pflicht und Liebe. Hat Goethe auch das einmal erlebt?

Zunächst darf an die Tanzmeisterstöchter zu Straßburg erinnert werden, zwischen denen sich der junge Goethe nach seinem eigenen Ausdruck „in der Klemme befand“.

Dann erzählt er, wie er von Wetzlar weggeht und nach Ehrenbreitstein zu Laroche kommt und Maximiliane ihn bald besonders anzog. „es ist eine sehr angenehme Empfindung“, fährt er fort, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der

⁴ Artikel von L. Urlichs >Zu Goethe's Stella<, Heft X, Seite 78 der Deutschen Rundschau.

⁵ gemeint ist: Jonathan Swift.

beiden Himmelslichter“. Goethe hat das Aufgehen des Mondes hier vielleicht etwas zu früh angesetzt. ⁶ [...]

Aber was drängt sich nicht sonst alles an Frauengestalten in den Jahren 1773 - 75 um Goethe. [...] Im Frühling und Sommer 1774 fällt die Beziehung zu Anna Sibylla Münch [...]. Während seine Leidenschaft zu Lili in der Blüte steht, wandelt ihn manchmal die Vorstellung an, als ob die Gräfin Stolberg ihn retten könnte. In jenen Jahren macht er das Gedicht „An Christel“ für eine Christiane R., die wir nicht kennen. [...]

Ich vermute, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschiemigen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzuteilen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigentümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältnis zu kommen. Das ist auch gewiß der größte Reiz in allem menschlichen Verkehr, daß zwei Individuen all' das zu erschöpfen suchen, was gerade sie und nur sie einander bieten können. Das Ineinanderaufgehen ist in der Tat kein Privilegium der Ehe. Und der Begriff ewiger Dauer braucht sich nicht notwendig damit zu verbinden. Es gibt einen Reiz persönlicher Gegenwart, des alles Beste in zwei Menschen emporlockt; eine enthusiastische, gänzliche Hingebung des Geistes und Gemütes, in welcher die Seelen sich unauflöslich zu verschlingen scheinen - aber auch nur scheinen, denn in Wahrheit ist es eine Hingebung auf Wochen, auf Tage, auf Minuten, auf Augenblicke; ein großer unwiderstehlicher Reiz - aber ein Reiz, der sich erschöpft; ein benebelnder, betäubender Rausch - aber ein Rausch, dem die Nüchternheit folgt. Es ist ein Verhältnis, das nicht den ganzen Menschen fordert oder den ganzen Menschen nur auf einige Zeit, so daß für andere Verhältnisse ähnlicher Art daneben genügend Raum bleibt. [...] Ich darf wohl annehmen: der junge Goethe durchlebte solche Episoden. Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen [Goethe], und nur auf einige Zeit. Und wenn Goethe an der Liebe jenes liebevollen Genius blind vorüber gieng: es konnte nicht fehlen, daß er sich in anderen Fällen mit Bewußtsein gleichgültig losriß, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht wurde. Wir wissen ja so wenig über sein Frankfurter Liebesleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Lili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein.

Jeder Erfolg schmeichelt. Und Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente. Aber er war auch innig gut. Und wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer anderen zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, teils aus Mitleid, teils aus Ritterlichkeit, teils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte - und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: - er muß vor sich selbst erschrocken sein; - in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando.

Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister

⁶ Leider nein, denn mit der untergehenden Sonne ist Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania, gemeint. Es war zur Zeit des „düstern Zwischenraums“ (siehe Kapitel IV.3) als Goethe sich mit Heinrich Merck in Ehrenbreitstein bei den Laroques befand.

ein Abbild Goethes selbst sei: so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen. -

Auch die Liebe zu Lili hat ohne Zweifel auf die >Stella< eingewirkt. Liest man im vierten Bande von „Dichtung un Wahrheit“ die Beschreibung des Musikabends, an welchem Goethe die niedliche Blondine kennen lernte, und vergleicht damit das Konzert bei Stellas Onkel, so wird man einige Züge in freier Umgestaltung übertragen finden, und es fragt sich noch, welcher Bericht der treuere ist. Die gleich darauf folgende Begegnung Stellas und Fernandos im Bosket, Freundin Sara als die dritte dabei, könnte eine Reminiszenz aus Rousseaus >Nouvelle Héloïse< sein.⁷ Aber so wie sich Stella im Theater beobachtet weiß, wie sie sicher ist, daß Fernando jede ihrer Bewegungen bemerkt und liebt, wie sie fühlt, daß das Schütteln ihres Federbusches ihn mehr anzieht, als all' die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens ist: „Stella! Stella! Wie lieb Du mir bist!“ - so hat Goethe im Theater nach Lili ausgeschaut, so sie mit Blicken verfolgt, so um ihretwegen die ganze Welt umher vergessen.

Blauäugig und blond ist Stella wie Lili. Es währte nicht lange, so erzählte Lili die Geschichte ihrer Jugend, ihres ganzen früheren Lebens, und sie konnte einige Koketterie nicht leugnen. „Diese Geständnisse giengen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor“, - bemerkt Goethe - „daß sie mich dadurch auf's allerstrengste sich zu eigen machte.“ Auch Stella erinnert den Geliebten: „Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir, alle kleine Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und ward ich Dir darum nicht lieber?“

Aus den Hauptliebesszenen zwischen Fernando und Stella kann man eine Anzahl von Ausdrücken und Wendungen zusammentragen, welche sich in den beiden ersten Lili-Liedern „Neue Liebe, neues Leben“ und „An Belinden“ wiederfinden.⁸ „Neue Liebe, neue Lebenswonne“ erwartet der rückkehrende Fernando von der Geliebten. Stella ist sein „Engel“, sie ist die „unendliche Lieb' und Güte“. „Rose! Meine süße Blume!“ nennt er sie. Wie das Lied von Lili sagt: „die Jugendblüte“ und: „Reizender ist mir des Frühlings Blüte nun nicht auf der Flur; wo Du Engel bist, ist Lieb' und Güte, wo Du bist, Natur.“ Taumelnden Rausch der Liebeswonne atmet das Glück wie die Lieder.

Und wenn schon in den Liedern der Dichter sich wider Willen festgehalten fühlt mit unendlicher Gewalt: so hat auch Fernando die unwiderstehliche Anziehungskraft Stellas, in weiter Ferne, auf der Flucht vor ihr empfunden. Ja, mit sonderbarem, nachträglichem Einklang von Leben und Dichtung: auch Goethe ist wirklich entflohen und vergebens entflohen: die Schweizerreise heilte ihn nicht von seiner Leidenschaft. Mit vollem Rechte schrieb er in ein für Lili bestimmtes Exemplar der >Stella<:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe

⁷ Partie I, Lettre XIV de Saint-Preux à Julie.

⁸ wie bei Urania. Typische Urania-Ausdrücke sind: Elysium, Hain, Wanderer, Harfe, Veilchen usw.

Vor Liebe flieht.

Selbst Stellas Charakter mag aus Lili geschöpft sein. Sie soll sich später bereit erklärt haben, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Goethe glaubte in ihr an eine Kraft, welche alles Widerstrebende überwältigt hätte. Aber die widerstrebenden Verhältnisse waren stärker als sie und er, und „das Mädchen beschied sich früher als der Jüngling“. Jene Kraft ausschließlicher Hingebung wurde jedoch Stella im reichsten Maße zu Teil: sie ist dadurch, obgleich Abbild, fast ein Gegenbild zu Lili geworden. -

Sind aber nun mit allen diesen persönlichen Elementen die Motive der >Stella< erschöpft? Wissen wir jetzt, welcher Anlaß den Dichter zu dem Stoffe führte oder verführte?

Wenn Fernando nur Goethe selbst ist: - Goethe war sonst nicht so nachsichtig gegen sich selbst, Weislingen geht zu Grunde, Clavigo geht zu Grunde. Woher in der >Stella< der versöhnliche Schluß? Woher diese Anlage des Stückes, die von vornherein auf den guten Ausgang berechnet ist? Woher endlich dieser Ausgang selbst, woher das wunderliche Resultat einer, formell doch so erscheinenden, Doppelehe?

Die Berufung auf die allgemeine milde Menschlichkeit der Epoche reicht nicht aus. Aber wenn die Humanitätsideen hier auf Goethe einwirkten, so liegt darin schon, daß er nicht bloß in sich schaute, sondern auch um sich schaute, daß er außer sich fand, was ihn bewegte. Wo fand er es?

Wir sahen, daß der versöhnende Schluß auf den Charakter Cäciliens gebaut ist. Wir glaubten in Johanna Fahlmer das Urbild von Cäcilie zu erkennen. Das ist die Spur, die uns weiter führt, ebendahin, wohin Urlichs voran gieng, wohin früher schon Karl Goedeke gedeutet hatte.

„Wenn Du wüßtest, wie ich sie liebe, und um D e i n e t w i l l e n liebe!“ so hatte Goethe an Fritz Jacobi geschrieben, als dieser an >Stella< - an dem Schlusse des Stückes jedenfalls - Anstoß nahm.

Wie kann Einer seine eigene Arbeit um eines Anderen willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem Anderen besonders verstanden glaubt - mit einem Worte: weil für diesen Anderen eine spezielle persönliche Beziehung in der Arbeit verborgen liegen sollte.

Es kommt aber hinzu, daß Goethe die >Stella< schrieb, unmittelbar nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte. Denn wir dürfen annehmen, daß er seinen Vorsatz ausführte und ihm seine Lebensgeschichte von Kindheit an erzählte. Wie man ihn von außen fesselte, verwirrte, zerstreute und wie er doch den Glauben an sich selbst nicht eingebüßt, seine innere Freiheit bewahrt habe.

Es kommt ferner hinzu, daß eine Äußerung von Jacobis Frau unzweifelhaft belegt: Goethe beschäftigte sich erwägend und fragend mit Jacobis Verhältnis zu ihr und zu Johanna Fahlmer. „Daß die Tante [Johanna] und ich“ - schreibt sie am 6. November 1773 an Goethe - „unseren ebenen und geraden Weg neben einander ohne Stumpen und Stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Rätsel für den Herrn Doctor Goethe lobesan.“

Das war in der Tat ein merkwürdiges, zum Nachdenken reizendes Verhältnis, was diese drei Menschen zusammenhielt: Fritz Jacobi, seine Frau Betty geb. von Clermont, und die nahverwandte Johanna Fahlmer, die Tante, das Tüntchen, oder Adelaide, wie sie auch genannt wurde.

[...]

Unterkapitel: *Fritz und Adelaide* [alias Johanna Fahlmer]

In Düsseldorf lebte zu Ende der sechziger Jahre des vorigen [18.] Jahrhunderts ein edler Kreis weichfühliger, zärtlich gestimmter, höchst geistvoller Menschen, die sich um Fritz Jacobi gruppierten [...]. Da war Frau Betty, die wir schon kennen, da war Adelaide [alias Johanna Fahlmer], da war „Bobo“, Adelaidens frühere Erzieherin Fräulein Bogner, da war Philaide [Gräfin Hatzfeld], da waren Lotte und Lene, Fritzens junge Schwestern, die Eichhörnchen oder auf gut rheinisch „die Einhörncher“ genannt, - da waren noch verschiedene Männer, teils Kaufleute, teils Adelige der Umgebung - in der Ferne, als zugehörig stets betrachtet, Johann Georg Jacobi, Fritzens Bruder, der bekannte Lyriker.

In diesen Kreis kommt gegen 1770 plötzlich eine arge Verstimmung, welche einzelne Glieder schließlich von der Gemeinschaft abtrennt.

Adelaide [alias Johanna Fahlmer], kränklich, geht in Bäder, zuletzt erkrankt sie ernstlich zu Aachen, wird von der Bogner Tag und Nacht gepflegt und schreibt genesend und rückblickend in ihr Tagebuch: „eine große Krisenzeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden“. Sie kehrt dann zwar nach Düsseldorf zurück, aber im Jahre 1772 siedelt sie mit ihrer Mutter nach Frankfurt über.

Was waren das für Leiden? Keine Liebesleiden, ich wiederhole es. Auskunft geben die Familienbriefe an Johann Georg Jacobi, welche auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg liegen.⁹

Jene Störung in dem Düsseldorfer Kreise ging von Fritzens Vater aus.

Der alte Jacobi, ein unterrichteter, wohlhabender, tätiger und sehr angesehener Kaufmann, war von hartem und unbeugsamem Charakter; eigensinnig, argwöhnisch und ohne Liebe für seinen zweiten Sohn Fritz. Er hielt ihn für unbegabt. Er setzte ihn in jeder Weise hinter den älteren Bruder zurück. Er bestimmte ihn gegen seine Neigung zum Kaufmannsstande. Das Mißverhältnis, das so zwischen Vater und Sohn kam, wurde nie wieder ganz ausgeglichen. Im Frühjahr 1770 führte es beinahe zu einem völligen Bruch.

Fritz war erst als Compagnon in das Geschäft des Vaters getreten, machte sich aber dann, wohl Anfang 1768, selbständig. Schon damals war der Unwille des Alten auf das Höchste erregt. Im nächsten Jahre hatte Fritz ein Zerwürfnis mit einem Comptoiregehilfen, entließ ihn und zog seine Frau zur Tätigkeit im Geschäfte heran. Deshalb sollte Fräulein Bogner zu ihnen ziehen, um Betty die Haushaltungssorgen abzunehmen. Aber jener Gehilfe, vielleicht ein Verwandter, rächte sich an Fritz, indem er Briefe, worin sich dieser über seinen Vater nicht vorteilhaft aussprach, dem Alten nach Pempelfort, wo er wohnte, hinausbrachte.

„Der arme Mann“ - schreibt Betty am 24. Dezember 1769 - „hat sich entsetzlich darüber geämt, denn ob das Geschriebene gleich wahr und bei Fremden sehr wohl zu entschuldigen war, so ist es sehr traurig für einen Vater, zu wissen, daß sein Sohn keine vorteilhaftere Meinung von ihm heget, und niemalsen kann er ihm sein Zutrauen wieder schenken.“

Böse Zwischenträgereien, Klatschereien und Verleumdungen machten die Sache immer ärger. Eine Jugendsünde Fritz Jacobis wurde durch einen unglücklichen Zufall in

⁹ S. Ernst Martin >Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi<, Straßburg 1874 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, II.) Besonders S. 25, Anm. 14.

Düsseldorf bekannt und untergrub seinen Ruf. Man behauptete, er gebe sich den ärgsten Ausschweifungen hin, gehe mit schlechten Frauenzimmern um, unterhalte Maitressen, dadurch ruiniere er sich, sein Geschäft sei im Verfall, der Bankrott stehe bevor. Auch Fräulein Bogner stehe in sträflichem Verhältnis zu ihm, nur deshalb wolle er sie ins Haus nehmen. Betty wurde als das arme getäuschte Opfer einer Untreue und Zügellosigkeit ohne Gleichen auf das Tiefste bedauert.

Alle diese Gerüchte trug man dem alten Jacobi zu, und alle glaubte er oder schien er zu glauben. Seinen Töchtern verbot er jeden Umgang mit ihrem Bruder, damit ihr Ruf nicht leide. Aller Verkehr zwischen den verwandten Häusern zu Düsseldorf und Pempelfort hörte auf. Vergebens suchte Adelaide zu vermitteln. Am 23. Februar 1770 schrieb daher sie, einen Monat später schrieb Betty im dringendsten Ton an Georg Jacobi, er möge ihnen zu Hilfe kommen und die Aussöhnung zwischen Vater und Bruder versuchen. Die Bogner ging, um alles Gerede abzuschneiden, nach Baals bei Aachen zu Bettys Verwandten.

Wie die Sache sich weiter entwickelte, ob Georg kam und was er ausrichtete, weiß ich nicht. Aber wie der Zwist auf Adalaiden [alias Johanna Fahlmer] wirkte, das läßt sich wenigstens vermuten.

Der Alte hatte in ziemlich brutaler Weise angedeutet, daß auch ihr Ruf unter dem Verkehr mit Fritz leiden müsse. Hatte er Recht? Blieb die üble Nachrede nicht bei der Bogner stehen? Wurde auch Adelaide davon berührt? Entsprang hieraus der Entschluß, sich von dem geliebten Freunde zu trennen?

Zum mindesten erklärt sich der Entschluß genügend aus dem, was wir wissen. Es war nicht bloß für sie selbst gut, es war auch für Fritz und für Betty das Beste, wenn durch die Entfernung jeder tatsächliche Anhalt für böse Gerüchte verschwand. Solche Verleumdungen wirkten vielleicht noch lange nach, vielleicht auch noch, wenn vier Jahre später Jacobi sie der La Roche gegenüber verteidigen muß.

Daß aber Schwermut sie erfaßte in der Ferne, daß sie in Sehnsucht lebte nach dem brüderlichen Freunde, daß der Entschluß, sich von ihm zu trennen, sie furchtbare Kämpfe kostete, daß sie den Frühling und Sommer 1770 eine „Krisenzeit voll seelischer Leiden“ nannte: dies alles ist nur zu begreiflich.

[...]

Unterkapitel: Fernando [alias F. H. Jacobi]

Ich habe bereits angedeutet, daß eine Jugendsünde Fritz Jacobis, als sie zufällig bekannt wurde, auf verhängnisvolle Weise dazu beitrug, seinen Ruf zu untergraben. An einem unbekanntem Ort in Holland lebte eine gewisse Anna Katharina mit ihrem Kinde; das Kind war wohlgehalten; ihre kleine Einrichtung setzte sie in den Stand, ihren ärmeren Nachbarn zu helfen: - die Frau hatte im Jacobischen Hause gedient; das Kind war - um es kurz zu sagen - Fritz Jacobis Kind.

[...]

„Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich“, schrieb Jacobi. Goethe hat gezeigt, welche Sirenenlaute dieser Stimme des Herzens entquellen und wohin sie verlocken, zu welchen Verbrechen und zu welchen schrecklichen Konflikten ganz unlösbarer Natur, wenn nicht selbstlose, milde, geklärte Lebensweisheit alles zum Guten lenkt.

Goethe ist eben schon hier der Dichter der Versöhnung, der keine Schuld beschönigt, dem aber auch keine für unsühnbar gilt. Seine Götter sind milde Götter: Faust wird gerettet, Orest wird der Furien ledig: denn „es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch“.

Goethe sieht Menschen um sich, welche Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrann in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: „Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber eins gibt es, was euch heilen kann: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe“.

Oder ich lasse ihn lieber selbst reden: „Ich bin müde, über das Schicksal uns'res Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.“ Was braucht es mehr des Kommentars?

Unterkapitel: Schluß

Im Herbst 1772 lernte Goethe Adelaiden kennen, im Frühling 1775 stand er ihr schon näher. Da kam Lotte Jacobi, die er in dem Lied „An Lottchen“ besang; da kam Betty, welche ihm vielleicht später als Modell zur Therese im „Wilhelm Meister“ diente - und der Gehalt und die Personen des Jacobischen Kreises fingen an ihn zu interessieren. Er grübelte über das eigentümliche Verhältnis Fritzens zu Adelaide und Betty und er grübelte darüber, ehe er Jacobi kannte und als er ihn noch nicht mochte. Er sah das liebenswürdige Täntchen schwermütig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn, nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu - daraus notwendig folgend Schwanken, Bedrängnis, Zwiespalt: eine Situation wie die Swifts zwischen Stella und Vanessa, wie Mellefont zwischen Sara und Marwood. Diese Vergleichung kann sich ihm längst aufgedrängt haben, ehe er Fritz kannte. Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wird er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte und er sich an Friederike erinnert fühlte und ihm die Gestalten der Weislingen, Clavigo, Faust, seine eigenen Beichten, wieder nahe traten, die Ähnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trotzte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig. Für Stella gewährte Lili die äußere Erscheinung. Aber er legt in sie hinein alle Gewalt der Sehnsucht, alle Wonne des Wiedersehens, die er selbst je erfahren. Er stattet sie aus mit der Glut seiner eigenen Empfindung. Er gibt ihr die hohe Glaubenskraft der Liebe, die den Entführer nicht fragt: „Warum soll ich folgen?“ Die dem Entflohenen nicht grollt: „Wie kannst Du mich verlassen?“ Die den Rückkehrenden nicht fragt: „Wo bist Du gewesen?“ Er gibt ihr den ausschließlichen Liebessinn, der alles für den Geliebten im Stich läßt, weil er vielleicht fühlte, daß ähnliche Anwandlungen in seiner geliebten Lili nur - Anwandlungen waren.

Man merkt dem Stücke an, daß es in fliegender Hast geschrieben wurde. Manchmal ist die Behandlung oberflächlich, die Voraussetzungen werden nicht immer klar, und Unwahrscheinliches wird nicht vermieden. Aber es kommt sehr rasch in Gang und eilt bald unaufhaltsam vorwärts. Einige schwere technische Aufgaben sind mit spielender Hand gelöst. Die Hauptpersonen werden schnell zusammengeführt, zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen ist die kontrastierende Lucie glücklich hineingestellt,

das Trotzköpfchen, die gute freie Seele: sie ist ein bißchen oben aus, schnippisch, befehlerisch, freigebig über ihre Kräfte, voll Mut, Offenheit und Zutrauen; sie lebt gern und vergnügt; sie findet Kinder beschwerlich und begreift noch nichts von der Macht des Herzens, welche aller konventionellen Schicklichkeit spottet: „Kann man denn einander so lieb haben?“ Aber sie begreift schon ihren Vater: „Was geht dem Menschen über seine Freiheit.“

Ein Meisterzug ist die Verwendung des Gemäldes im zweiten Akt und die Art, wie es im fünften wieder kommt. Die Liebesszene, die Feier der neuen Vereinigung, bis Fernando Stellas blonde Locken löst und seine Arme darein wickelt - „Rinaldo wieder in den alten Ketten“ - ist unbeschreiblich schön.

Die tragische Krisis fällt gegen das Ende des dritten Aktes. Fernando und Cäcilie stürzen sich in die Arme. Das „Mein!“ Cäciliens und nach augenblicklichem Besinnen „Nicht mein!“ bezeichnet ganz scharf den Höhepunkt und die Wendung.

Gleich darauf der wunderbar ergreifende Kontrast zwischen dem Schluß des dritten Aktes und dem Anfang des vierten. Die arme Stella in Phantasien des Glücks versenkt, im ruhigsten träumerischen Anschauen schöner Vergangenheit, während der Beschluß schon gefaßt ist, der ihr das kaum Gewonnene wieder entreißen soll. Ein Moment idyllischen Genießens - plötzlich alles verwandelt, die entsetzliche Wahrheit medusenhaft versteinern über sie hereinbrechend, aufgewühlt das tiefste Sein, die Wurzeln erschüttert - ein furchtbares Schicksal scheint diese Menschen unbarmherzig dem Untergang zu überliefern - die Angst, die Sorge, die Verzweiflung ist auf die höchste Staffel gestiegen: - - da setzt Cäciliens Erzählung von dem Grafen von Gleichen ein - der Sturm legt sich, die Wolken verschwinden, das Dunkel erhellt sich, die ewigen Sterne lächeln den pfadlos Verirrten tröstende Hoffnung ins Herz. -

Die >Stella< ist kein Schauspiel für gereifte Männer, welche in der Poesie vor allem männliche Gesinnung suchen. Goethe selbst wandte sich von ihr ab, seit er den Ehrgeiz hatte, „nichts mehr zu schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen dürften und möchten“.

Man mag also immer über unreife Lebensanschauung in der >Stella< wie im >Werther< klagen. Aber glücklicherweise wird die unreife Jugend nie aussterben, welche eine nähere innere Verwandtschaft zu Poesie und Liebe und darum ein näheres Recht auf Poesie und Liebe hat. Und vielleicht wird es auch stets alternde oder gealterte Männer geben, welche aus dem feurigen jungen Weine gährender überwältigender Empfindung „Mut des reinen Lebens“ trinken wollen.

Möchten diese alle sich durch Rohheit, Philisterei und Tugendboldigkeit die Freude nicht verderben lassen an dem „Schauspiel für Liebende“.

Spätestens als F. H. Jacobi das Werk >Stella< gedruckt in Händen hielt, verwandelte sich die erkaltete Freundschaft in Verachtung, ja in Haß und Verfolgungswut. Im Herbst 1775 erschien ein Teilabdruck des >Allwill< in der Zeitschrift „Iris“. Außerdem sandte F. H. Jacobi das erweiterte Manuskript des Briefromans an Wieland nach Weimar und überredete diesen, obwohl Goethe bereits in Weimar weilte und offensichtlich der Favorit des jungen Herzogs war, den >Allwill< im „Teutschen Mercur“ zu veröffentlichen.

Das erste „Werk“ F. H. Jacobis war sozusagen noch ein gemäßiger Versuch, den Zeitgenossen ein negatives Beispiel von übertriebener Empfindsamkeit und Freigeisterei

vor Augen zu führen. Zum besseren Verständnis des Lesers habe ich in meinem Buch „>Woldemar< und >Allwill<, alias J. W. Goethe“ den >Allwill< *nach* dem >Woldemar< gebracht, um die Chronologie von Goethes Leben zu wahren. Der >Allwill< bezieht sich überwiegend auf Goethes Geisteszustand nach Uranias Kindbetttod, während der >Woldemar< die Liebesgeschichte Goethes mit Urania behandelt.

Im März 1777 besuchte F. H. Jacobi Wieland in Weimar. Wieland schrieb an Jacobi am 24. März 1777:

Quelle: GG Nr. 442: ... *Deine Idee, Deine „Reise nach Weimar“ zu schreiben, gefällt mir sehr, und ich sehe gar nicht, warum Du sie nicht ausführen solltest ... Goethe, dem ich Deinen Brief lesen lassen, grüßt Dich. Er ist der Meinung, Du sollst die Reise nach Weimar nicht schreiben. Er meint, es schicke sich für uns am besten, in unserm heiligen Dunkel zu bleiben - es würd' nur [dazu] dienen, viele boshafte, hämische Seelen hier und dort aufzuwiegeln...*

Was Goethe wirklich befürchtete, ist unschwer zu erraten. Er fürchtete einen zweiten >Allwill< von F. H. Jacobi. Außerdem war Charlotte von Stein von ihm schwanger. Wieland wußte es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Lottes Niederkunft fand am 14. Mai in Bad Pyrmont statt. Siehe hierzu mein Sachbuch „Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein - Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann [1777 - 1831]“.

Jacobi schrieb die „Reise nach Weimar“ wahrscheinlich nicht. Dafür bezieht sich der Schluß des >Woldemar<, fast ein Drittel des Werkes, nicht mehr auf Henriette Alexandrine von Roussillon, sondern auf Charlotte von Stein. Jacobi machte demnach auch von Goethes weimarischen Leben dichterischen Gebrauch.

Im Roman >Woldemar< beging F. H. Jacobi die literarische Ungeheuerlichkeit, Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon niederzuschreiben und zu veröffentlichen.

Vom >Woldemar< erschienen ebenfalls zwei Vorabdrucke im „Teutschen Mercur“, dessen Herausgeber Wieland war. Goethes Verhältnis zu Christoph Martin Wieland müssen wir aufgrund dieser Erkenntnisse ebenfalls von einem völlig neuen Standpunkt betrachten. Mit Sicherheit wußte Wieland, wer mit den Pseudonymen „Woldemar“ und „Allwill“ eigentlich gemeint war.

Goethe bot Jacobi wahrscheinlich sogar Geld an, um weitere geplante Folgen des >Woldemar< [3 Bände wurden von F. H. Jacobi in Aussicht gestellt] zu verhindern.

Goethe und Jacobi wurden trotz aller literarischen Fehden und menschlicher Spannungen keine Feinde. Goethe zeigte durch sein Verhalten, daß es Kraft genug besaß, dem früheren Freund diesen Streich zu verzeihen. Die beiden Werke vermochten Goethe wohl keinen großen Schaden bereiten, denn nur einige wenige Eingeweihte wußten, was der Autor, F. H. Jacobi, eigentlich damit „aussagen“ wollte.

Goethe selber verletzte das Ehepaar Kestner nicht wenig durch die Rollen, die er ihnen im >Werther< zudachte. F. H. Jacobi tat etwas Ähnliches. Ein großer Unterschied besteht

aber trotzdem. Goethe wollte seiner verstorbenen Geliebten dichterische Denkmäler setzen. Seine Gefühle und Gedanken waren in der Zeit nach Uranias Tod bis zur Reise nach Weimar alles andere als klar und besonnen, ja man könnte Goethe in dieser Zeit als einen psychisch Kranken bezeichnen. In der deutschen Literaturgeschichte wurde dieser Zustand Goethes als „Wertherstimmung“ oder als „Sturm und Drang - Fieber“ bezeichnet, als eine „erdichtete“ Stimmung, als ein künstlich erzeugtes Gefühl angesehen, denn die Ursache hierfür, der Realitätsfaktor, war nicht bekannt.

F. H. Jacobis Unterfangen ist dagegen weniger entschuldbar. Er war nur ein entfernter, wenn auch ein gut informierter Beobachter. Er wußte von Goethes Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon. Dies hätte ihn eigentlich zu mehr Nachsicht, zu Zurückhaltung bestimmen müssen. Aber er war auch nur ein Kind seiner Zeit. Goethes Liebschaft mit einer Adelligen, die deswegen den Kindbettod erlitt, das erschien F. H. Jacobi wie ein Gottesurteil.

Zweifellos wollte er bei seinem Besuch in Frankfurt im Januar 1775 dem Sünder Goethe die Augen öffnen über sein literarisches Schaffen, daß es sinnlos sei, eine Liebestragödie in verzweifelt hingefetzten Briefromanen und Schauspielen [wie >Werther<, >Clavigo< und >Stella<] zu kompensieren. Ob sich Goethe danach tatsächlich wie nach einer „Generalbeichte“ wieder froh und frey und zu einem neuen Leben berechtigt gefühlt haben kann, steht zu bezweifeln. Solch eine innerliche „Befreiung“ konnte wohl erst nach der Niederschrift der „Iphigenia“ oder des „Torquato Tasso“ erfolgt sein.

F. H. Jacobi schrieb [1794] als Widmung für Goethe, nachdem er den >Woldemar< stark umgeändert hatte:

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! - Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand - auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. - Ein edler Wein ist sie geworden.

Liegend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügsamkeit, die sich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft.“

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere ans Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus Deiner Freude. - Der unerwartete Beyfall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu anderer Geistesarbeit, eben so unwillkürlich, hingezogen, hatte ich Woldemarn allmählich ganz vergessen. - Da erschien, nach zwölf Jahren, Dein Tasso.

Sonderbar erweckte dieser Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: Ja, auch Sie!... Auch Sie! Auch Sie!“

wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so getheilt und zerstreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen giengen hin; - nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erst verzagt darin blätterte, sondern beherzter es von vorn anfang. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl seyn zu mögen, der es geschrieben hatte. Dagegen aber widerstand [widerstrebte] mir auch Vieles darin im höchsten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen solchen unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre.

Du begreifst, Lieber, wie aus diesem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weise abzuhelfen, entspringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anschläge, schritt zu Versuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der sich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bey dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabey geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen! Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Jan. 1794.

F. H. Jacobi.

Das Geständnis Jacobis, daß er „gern mit einem Zauberschlag das kleine Ungeheuer [den Roman >Woldemar<] vernichtet hätte“, wenn es in seiner Macht gewesen wäre, klingt wie eine Entschuldigung gegenüber Goethe.

Lothar Baus

Wahrheit in der Dichtung Goethes

Eine psychoanalytische Spurenlese mit
vielen anonymen Werken Goethes

früherer Titel:

Der Illuminat und Stoiker Goethe

Asclepios Edition

ISBN 3-925101-99-3

122

Inhalt

- Vorwort
Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen
Gründe für die systematische Verfälschung Goethes
Ist Goethe ein sogenannter „genialer“ Syphilitiker?
- I. Kapitel: Goethes wirkliche Abkunft und Jugend
Kapitel I.1: Der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.
Kapitel I.2: Kurze Geschichte der Freimaurerei
Kapitel I.3: Interessante literarische Ereignisse in Frankfurt
Kapitel I.4: Wolfgang Goethes Kindheit und Jugend
Kapitel I.5: Eine Überlieferung in F. H. Jacobis >Allwill<
Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe - das schöne Gretchen
- II. Kapitel: Goethes Studentenjahre
Kapitel II.1: Der Leipziger Student (1765 - 1768)
Kapitel II.2: Zwischen Leipzig und Straßburg (1768 - 1770)
Die Geschichte der Freimaurerei
Kapitel II.3: Der Straßburger Student (1770 - 1771)
Beinhaltet die Stoa eine atheistische Philosophie?
Einführung in die stoische Philosophie
J. W. Goethe: >Zum Schäkespears-Tag<
- III. Kapitel: Goethes Musengöttin Urania -
Die zweite Liebestragödie des jungen Goethe
Kapitel III. 1: Der Traum der Liebe
Kapitel III. 2: F. H. Jacobis >Woldemar<
Kapitel III. 3: Ein „düsterer Zwischenraum“
Kapitel III. 4: Die Versöhnung
Kapitel III. 5: Ein Werk für die Geliebte
Kapitel III. 6: Das Organ der deutschen Religionsfeinde -
Die Frankfurter Gelehrten - Anzeigen
Kapitel III. 7: Eine wahre Liebestragödie
Kapitel III. 8: Die wirkliche Entstehungszeit des >Werther<
Kapitel III. 9: Textstellen im >Werther<, die sich eindeutig
nicht auf Lotte Buff beziehen
Kapitel III.10: Goethes Selbstbekenntnisse in >D.u.W.<, die
„zwischen den Zeilen“ stehen
Kapitel III.11: Goethes >Clavigo< - Ein weiteres literarisches
Denkmal für Urania
Kapitel III.12: Wer ist der Verfasser des Dramas
>Das leidende Weib<?
- IV. Kapitel: Wer ist der Verfasser: Lenz oder Goethe?
Kapitel IV.1: Chronologie der wichtigsten Ereignisse
Kapitel IV.2: Zur Biographie von J. M. R. Lenz
Kapitel IV.3: >Zerbin oder die neuere Philosophie
- V. Kapitel: F. H. Jacobis >Allwill<, alias Goethe
Kapitel V.1: Goethes wechselhafte Beziehung zu F. H. Jacobi
Kapitel V.2: F. H. Jacobis >Allwill<
- VI. Kapitel: Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein
Kapitel VI.1: Kurze Einführung
Kapitel VI.2: Lenzens „Eselei“
Kapitel VI.3: Zwei Affairen gleichzeitig
Kapitel VI.4: Lottes erste Schwangerschaft
Kapitel VI.5: Goethes Harzreise im Winter
Kapitel VI.6: Goethes natürliche Tochter
Kapitel VI.7: Reise in die Schweiz 1779
- VII. Kapitel: Goethe und der Illuminatenorden
Kapitel VII.1: Der Illuminatenorden - ein Philosophenorden
Kapitel VII.2: >Anrede an die neu aufzunehmenden Ill. dir.<
Kapitel VII.3: Die Illuminaten und Goethe - Richtigstellungen
- VIII. Kapitel: Goethes Geheimwissenschaft - Die Psychologie

- Kapitel VIII.1: Goethe und Karl Philipp Moritz
- Kapitel VIII.2: Wer ist der Verfasser der >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<?
- Kapitel VIII.3: Interessante Briefe Goethes an Charlotte von Stein aus Italien
- Kapitel VIII.4: Anonyme Goethesche Aufsätze in Moritzens >Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<
- Kapitel VIII.5: Möbius: >Über das Pathologische bei Goethe
- IX. Kapitel: Ein anonymer Illuminaten-Roman Goethes
 - Kapitel IX.1: Vorwort des Entdeckers
 - Kapitel IX.2: Textauszug aus >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
- X. Kapitel: Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck
 - Kapitel X.1: Auszüge aus dem gleichnamigen Buch
 - Kapitel X.2: Wer ist der Verfasser des >Peter Lebrecht<?
 - Kapitel X.3: Interessante Auszüge aus >Peter Lebrecht<
 - Kapitel X.4: Wer ist der Verfasser des >William Lovell<?
 - Kapitel X.5: Interessante Auszüge aus >William Lovell<
- XI. Kapitel: >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen<
 - Kapitel XI.1: Wer ist der Verfasser: Reil oder Goethe?
 - Kapitel XI.2: Textauszug aus den >Rhapsodien<
- XII. Kapitel: >„Nachtwachen“ [des] Bonaventura, alias Goethe<
 - Kapitel XII.1: Interessante Auszüge aus den >Nachtwachen<
- XIII. Kapitel: > Die Reisenden<
- XIV. Kapitel: Goethes Affaire mit Bettina Brentano
 - Kapitel XIV.1: Chronologie der Ereignisse
- XV. Kapitel: Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unantastbarste
 - Kapitel XV. 1: Eisslers >Geschichte einer partiellen Psychose<
 - Kapitel XV. 2: Der wahre Grund für Goethes Psychose?
- XVI. Kapitel: Der alte Goethe
 - Kapitel XVI.1: Eine Zusammenfassung
 - Kapitel XVI.2: >Psyche< - Vom Verfasser der natürl. Tochter

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 978-3-935288-30-9
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 978-3-935288-12-5
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb., ISBN 978-3-935288-20-0
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
brochiert, ca 124 Seiten, ISBN 978-3-935288-17-0
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 978-3-925101-58-8
Euro: 12,90
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg., 130 S., ISBN 978-3-925101-89-2
Euro: 14,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S., ISBN 978-3-935288-06-4
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 978-3-935288-16-3
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymer Briefroman Goethes, ca 200 S., ISBN 978-3-925101-92-2
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymer Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 978-3-925101-23-6
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 978-3-925101-78-6
Euro: 19,90
- >Diana von Montesclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 978-3-925101-20-5
Euro: 17,40
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 978-3-925101-95-3
Euro: 6,40

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

Verlags-Homepage: www.AsclepiosEdition.de

Emailadresse: lotharbaus@web.de